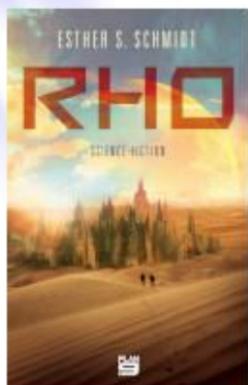
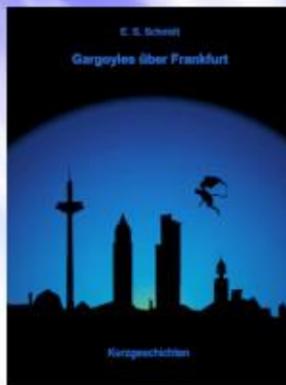


# Leseprobe

## E. S. Schmidt



**E. S. Schmidt**

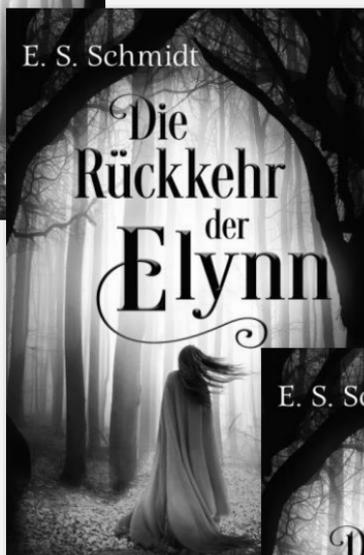
**Leseproben**

**[www.esther-s-schmidt.de](http://www.esther-s-schmidt.de)**



Ein atemberaubendes Fantasy-Epos:  
»Das Erwachen der Hüterin«, der  
erste Band der Trilogie »Die  
Chroniken der Wälder« von E. S.  
Schmidt

In den Wäldern  
lauert eine uralte  
Macht: »Die  
Rückkehr der  
Elynn«, der zweite  
Band der  
»Chroniken der  
Wälder«.



Ein unausweichliches Schicksal und  
eine Liebe über den Tod hinaus: »Der  
Tod der Götter«, das Finale der  
Trilogie »Die Chroniken der Wälder«.



## Die Chroniken der Wälder

Seit Jahrhunderten schon lebt das Elfenvolk der Elynn zurückgezogen in den Wäldern, denn in der Welt der Menschen begegnet ihnen nur Misstrauen und blanker Hass. Doch als der junge Daric auf die Elynn Aroanída trifft, verändert sich beider Leben für immer, obwohl sie verschiedener nicht sein könnten! Er ist ein Schwertsklave – zu Unrecht wegen Mordes verurteilt, wurde Daric in der Kunst des Kämpfens geschult, um zur Unterhaltung des Volkes in der Arena einen grausamen Tod zu finden. Als die sanfte wie selbstbewusste Aroanída ihm hilft, aus der Gefangenschaft zu fliehen, geschieht schon bald das Unvorstellbare: Sie können ihre Liebe füreinander nicht länger leugnen. Doch die Elynn bewahren im Dunkel der Wälder ein uraltes Geheimnis, das bald alles in Frage stellt, was die Menschen zu wissen glauben ...

Band 1	<b>Kartoniertes Buch (epubli)</b> 403 Seiten Preis 16,00 EUR [D] ISBN: 978-3-758496-22-6	<b>eBook</b> <b>(dotbooks Verlag)</b> ASIN: B0836D76JD
Band 2	<b>Kartoniertes Buch (epubli)</b> 380 Seiten Preis 16,00 EUR [D] ISBN: 978-3-758496-19-6	<b>eBook</b> <b>(dotbooks Verlag)</b> ASIN: B082Q1XKZM
Band 3	<b>Kartoniertes Buch (epubli)</b> 364 Seiten Preis 16,00 EUR [D] ISBN: 978-3-758496-09-7	<b>eBook</b> <b>(dotbooks Verlag)</b> ASIN: B082PXNZCD

### Kapitel 1



Mit klirrenden Ketten folgte Daric seinem Herrn in den Dunst des Gasthauses, in dem es nach Bier und gekochtem Kohl roch. Der Schankraum bot genug Platz für eine Handvoll Tische. Bauern und Handwerker der Gegend saßen daran: einfache Männer in grober Kleidung, die kaum die Blicke von ihren Krügen hoben. In dieser Ortschaft am Fuße des Hohen Kerren waren Fremde nichts Besonderes.

Skrimm zerrte an der Kette, und die Eisenschellen an Darics Handgelenken ruckten schmerzhaft. An der linken Seite des Raumes waren einige Tische zu einer langen Tafel zusammengeschoben worden. Die Gäste dort boten einen ganz anderen Anblick: Farbige Stoffe mit breiten Borten, die Frauen trugen rotes Puder auf den Wangen, die Männer hatten die Bärte nach der Mode gestutzt, der auch viele von Skrimms Freunden neuerdings folgten. Dieser Reisegruppe würden sie sich auf dem Weg über den Hohen Kerren anschließen, denn mehr Wagen bedeuteten auch mehr Sicherheit vor den Ghulen, die dort in Schluchten und Höhlen hausten. Als sie den Hohen Kerren das letzte Mal überquert hatten, hatte Daric die Ghule nicht einmal zu Gesicht bekommen.

Skrimm zog sich einen Schemel vom Nebentisch heran. Daric setzte sich nahe der Wand auf den Boden und versuchte, die Blicke der anderen Gäste nicht zu beachten. Natürlich hatten sie es alle längst gesehen: das Brandzeichen auf seiner Wange. Der durchkreuzte Kreis wies ihn als Mörder aus, und der hölzerne Ring um seinen Hals zeigte, zu welcher Strafe ihn der Richter verurteilt hatte.

Mit den Worten »Handelt Ihr mit Schwertsklaven?«, wandte

sich einer der Gäste an Skrimm. »Oder besitzt Ihr eine Schule?«

Skrimm lächelte geschmeichelt. Er streckte sich, und das seidene Hemd spannte sich über seinen Bauch. »Um ehrlich zu sein, es ist mehr ein Zeitvertreib. Ich bin Kaufmann in Allan-Ten und auf dem Weg zu meinem Sohn in Geri-N’Gor.« Skrimm ließ Darics Ketten klirren. »Der hier ist ein Geschenk für ihn.« Stolz fügte er hinzu: »Man nennt ihn den Panther von Therbin, seit er dort den Flammenläufer besiegt hat. Sogar in Arag-Nor und Peronat hat er schon gekämpft. Aber ein Schwertsklave auf der Höhe seiner Kraft sollte in der Hauptstadt auftreten, wo man seine Kampfkunst zu schätzen weiß.«

»Und wo die Wetteinsätze höher sind«, fügte Skrimms Gegenüber an.

»Ganz recht. So ist es.«

Geri-N’Gor. Ob Emalet wohl noch dort war? Es würde gut sein, den alten Kämpfen wiederzusehen.

Skrimm ruckte an der Kette und machte eine auffordernde Handbewegung. »Zieh dein Hemd aus!«

Daric zögerte, aber nach einem erneuten Ruck erhob er sich, knöpfte seine Jacke auf und ließ sie über die Schultern gleiten – ausziehen konnte er sie wegen der Ketten nicht. Er spannte die Muskeln an und blickte herausfordernd in die Runde, wie man es von einem Schwertsklaven erwartete. Er spielte das Spiel, wie Emalet es nannte. Schon morgen konnten diese Menschen Zuschauer sein und über sein Leben und Sterben entscheiden. Also ertrug er Skrimms Berührungen, die neidvolle Bewunderung der Männer, das schlecht verhohlene Begehren der Frauen. Sie mochten einen beeindruckenden Kämpfer in ihm sehen, aber tatsächlich unterschied er sich kaum von den kleinwüchsigen Possenreißern, die in den Pausen närrische Scheingefechte mit ihren dressierten Hunden zeigten. Sie immerhin wussten, dass sie die Arena auf eigenen

Füßen verlassen würden.

Die Gäste fanden beifällige Worte: das übliche Lob über seinen starken Körper. Sie stellten Fragen zu seinen Narben, die Skrimm nur zu bereitwillig und mit einiger Übertreibung beantwortete. Nur dreimal war Daric bisher besiegt worden. Dreimal hatte er auf das Urteil der Menge gewartet, die Klinge des Gegners an der Kehle. Emalet hatte ihm die wichtigste Regel der Arena gelehrt: Sie erwarten nicht nur, dass du tapfer kämpfst, sondern auch, dass du tapfer stirbst. Nun, die Menge hatte ihm das Leben geschenkt. Offenbar hatte er ihre Erwartungen erfüllt.

»In der Tat habt Ihr da ein prächtiges Exemplar«, sagte einer.  
»Vielleicht findet sich im hiesigen Kerker ein Verurteilter, mit dem man einen Schaukampf veranstalten kann.«

Unwahrscheinlich, dass es in einem kleinen Ort wie diesem überhaupt einen Kerker gab, noch viel weniger einen Verurteilten, bei dessen Verbrechen Blut geflossen war. Andererseits – in einem Provinznest wie diesem wurden die Gesetze vielleicht nicht ganz so streng befolgt. Zum Ergötzen der Zuschauer irgendeinen Dieb zu erschlagen, der vielleicht nur aus Hunger oder Not gestohlen hatte, der Gedanke gefiel Daric nicht. Aber wenn man es von ihm verlangte, würde er es tun – schnell und schmerzlos. Ohne den ungleichen Kampf in die Länge zu ziehen. Ein Ärgernis für Skrimm. Nicht zum ersten Mal.

Doch so weit kam es nicht. Ein Stuhl scharrte über die Dielen: Eine der Damen am Tisch erhob sich. Die Kapuze ihres Mantels fiel zurück, und für einen Moment verstummte jedes Gespräch im Raum vor ihrer ergreifenden Schönheit: ihre Haut so rein wie die eines Kindes, ihre kastanienbraunen Locken so glänzend, dass sich das Licht der Flammen darauf brach. Wie konnte es sein, dass er sie erst jetzt bemerkte? Jeder hier im Raum schien sich die gleiche Frage zu stellen.

In ihrem Blick lag ... Daric konnte es nicht gleich deuten.

Vielleicht war es Ungläubigkeit, vielleicht Missbilligung – womöglich sogar Verachtung. »Ich wünsche erholsamen Schlaf«, sagte sie und verließ den Tisch. Unter ihrem Mantel – warum trug sie im Gastraum einen Mantel? – blitzte ein Kleid auf, so weiß wie frisch gefallener Schnee. Skrimms Frau hatte einmal ein Tuch von solcher Reinheit gekauft. Skrimm hatte wochenlang über den Preis geschimpft.

Im Gastraum blieb es still, bis die Dame ihn verlassen hatte. Erst danach wurden die Gespräche zögernd wieder aufgenommen, Stühle gerückt, Bierkrüge gehoben oder wieder abgestellt.

»Wer war das?«, fragte Skrimm, die Stimme gedämpft, als fürchtete er, sie könne ihn noch hören.

»Sie kam gestern hier an«, erwiderte ein Mann mit zurückweichendem Haaransatz, »sie nennt sich Aroanída jando Slindáwen.«

Seine Frau, eine rundliche Matrone mit geäderten Wangen, fügte an: »Sie ist eine Elynn!«

Jemand am Tisch lachte auf, aber er verstummte, als ihn nur ernste Blicke trafen.

Eine Elynn. Ja, das konnte man tatsächlich meinen. Ihre geradezu überirdische Schönheit, ihre schlanke, hohe Gestalt – fast wie die Götterbilder, die stets mit übermäßig verlängerten Gliedmaßen und Gesichtern dargestellt wurden.

Die Anderen – so hatte Darics Mutter die Elynn genannt. Während der dunklen Winterabende hatte sie all die alten Legenden erzählt: davon, wie die Götter die Elynn als die Hüter der Wälder eingesetzt hatten, bevor sie die Welt vor über tausend Jahren verließen; davon, dass die Elynn den Frühling brachten und die Früchte reif werden ließen. Aber auch davon, wie sie ihren Schabernack mit Reisenden trieben oder Waldfrevler grausam strafte, die ihre Axt in uralte Bäume geschlagen hatten.

»Aber das ist doch Unsinn«, sagte der Mann, der gelacht hatte.

»Wir leben im zwölften Jahrhundert! Diese Hüter der Wälder sind doch nichts als fromme Legenden des einfachen Volkes.«

»Ganz und gar nicht.« Die Matrone war sich ihrer Sache sehr sicher. »Als ich noch ein Kind war, sind einige von ihnen bei uns in Woran-Sul gesichtet worden. Sie sind an der Stadt vorbeigewandert und wieder in einem ihrer Wälder verschwunden.«

»Das werden fahrende Handwerker gewesen sein, vielleicht Gaukler, oder fremdländische Söldner.«

»Haltet Ihr uns für so einfältig? Diese Leute trugen Kleider so weiß wie die Sommerwolken am Himmel. Und ein Kirschbaum, an dem sie vorbeigewandert waren, trug reife Früchte. Mitten im Saatmond!«

Nun wusste jeder etwas zu erzählen. Von einem Wald bei Berowin, in dem man die Wege nicht verlassen sollte. Wer es tat, würde nicht wieder gesehen. Oder von seltsamen Klängen, die in besonderen Nächten die Wälder bei Nyr-Amrat füllten. Elynngesang – Daric erinnerte sich ebenfalls an seltsame Klänge, in einer Vollmondnacht im Sommer. In den Städten mochten Elynn nur noch Legenden sein, wie geflügelte Pferde oder die Götter selbst. Daric aber war in einem Dorf zwischen weitläufigen Wäldern aufgewachsen. Seine Mutter hatte Opfertgaben zur Quelle getragen, und seine Schwester hatte geschworen, im Abendnebel tanzende Gestalten gesehen zu haben.

Mutter, Zelia, der Jorisgrund. Seit Jahren hatte Daric nicht mehr an sie gedacht. Mit einem Mal fiel ihm das Atmen schwer.

Nun sah Skrimm bedeutungsvoll in die Runde. »Mein Sohn schrieb mir, in den Mauern von Geri-N’Gor habe sich eine ganze Gruppe von ihnen angesiedelt.« Er senkte verschwörerisch die Stimme. »Sie kleiden sich wie Menschen, aber sie zahlen alles mit purem, ungeprägtem Gold.«

»Was wollen sie in Geri-N’Gor?«

»Den Kaiser sprechen«, vermutete einer. »Vielleicht sind sie Abgesandte des Elynnkönigs.«

»Haben die Elynn überhaupt einen König?«

Niemand wusste eine Antwort auf diese Frage.

»In Geri-N'Gor«, fuhr Skrimm fort, »geben sie sich wie große Herren. Viele bemühen sich um ihre Gunst, aber die Gesellschaft der meisten Menschen ist ihnen offenbar nicht gut genug.«

Nicken reihum, und die Blicke dorthin, wohin die Elynn gegangen war, schienen eine Spur weniger freundlich geworden zu sein.



Aroanída stieß die Fensterflügel weit auf und atmete die milde Nachtluft ein. Unter ihr, im Hof der Herberge, verbreitete ein Ahorn als einziges Lebewesen sein Licht. Wie viel lieber hätte sie die Nacht im Schutz seiner In'kha verbracht. Stattdessen schlief sie hier oben, umgeben von zersägten Bäumen und geschnittenem Gras, als Polster in Säcke gestopft. Ihr Vater hatte recht – die Menschen töteten alles, worauf sie stießen.

Einmal hatte sie gemeint, zwischen all dem Lärm seine Stimme zu hören, doch sie hatte nicht die Ruhe gefunden, darauf zu lauschen. Nun schickte sie ihre Gedanken in die Nacht hinaus. In der Fülle an Neuem, das ihren Geist füllte, war es auch jetzt nicht einfach, seine Stimme zu finden. Ihr fehlte die Ruhe der Bäume.

Sie schloss die Augen und atmete ruhig und gleichmäßig, um sich zu sammeln. Schließlich fand sie ihn. Seine Liebe füllte sie mit Wärme und Zuversicht. Aber sie spürte auch seine Sorge. Er hatte ihr von der Reise abgeraten, und auch jetzt wäre noch Zeit, nach Slindáwen zurückzukehren. Doch das würde sie nicht tun. Bevor sie ihr Thaléth verschenkte und sich für den Rest ihres Lebens an Kahásurath band, wollte sie diese

Möglichkeit nutzen, einmal die Welt außerhalb der Wälder zu sehen.

Sie war eine Ilana, und Ilani verließen die Wälder nicht oft. Noch seltener lebten sie jenseits von deren Grenzen. Die Menschen verwendeten für sie die Bezeichnung Elynn, das alte Wort für »anders«, und das war sehr treffend. Ilani waren tatsächlich anders als jedes andere Lebewesen auf der Welt, so grundlegend verschieden, dass sie selbst all die anderen Wesen – Menschen, Tiere und Pflanzen – unter dem Wort urun zusammenfassten. Unter den Urunen waren die Menschen etwas Besonderes: besonders gefährlich, besonders gewalttätig, besonders unwissend. Jedes Tier des Waldes hätte in ihr sofort und ohne Frage die Elynn erkannt, »die andere«, doch die Menschen dort unten stritten sich darüber, ob sie nicht vielleicht doch eine von ihnen war, ein Mensch unter Menschen.

Diese Gelegenheit, sie zu beobachten, bot sich ihr vielleicht erst wieder in Jahrhunderten – und vermutlich niemals mehr an der Seite ihres Vaters. Jorándelar jando Slindáwen war ein Respekt einflößender Mann, vorausschauend und klug. Unter seiner Obhut würden ihr die Menschen nichts tun.

Noch ein paar Tage, dann war diese Reise beendet, die sie notgedrungen alleine durch die Welt der Menschen führte. Der morgige Tag war der gefährlichste, denn noch schlimmer als die Menschen waren die Ghule. In der steinernen Wüste der Berge gab es für Ilani keine Sicherheit, kein Versteck. Nur deshalb hatte Aroanída sich den Menschen angeschlossen – es war der einzige Schutz, der ihr zur Verfügung stand.

Nie zuvor war sie den Menschen so nah gewesen. Andere urune Wesen waren ihr vertraut – die Tiere und Pflanzen des Waldes. Seit frühester Jugend hatte sie deren Leben beobachtet, hatte voller Neugier ihr Werden, Wachsen und Vergehen verfolgt. Doch Menschen hatten den Wald von Slindáwen nur vereinzelt durchquert. Auf den Feldern jenseits

des Waldrandes hatten sie gearbeitet oder Schlachten geschlagen. Schon früh hatte Aroanidas Vater ihr verboten, sich ihnen zu nähern. Dabei waren sie bei Weitem die interessantesten der Urunen. Allein, dass ihre Gestalt der ilanen so sehr glich, machte sie zu etwas Besonderem. Und doch war das Urteil ihres Vaters zutreffend gewesen: Die Menschen waren grob und grausam. Ob sie tatsächlich heute Nacht noch zwei der Ihren gegeneinanderhetzen würden?

Der Kämpfer trug Narben. Der Anblick hatte Aroanída seltsam berührt. Ilani verletzten sich nicht oft, und wenn doch, dann ließen sie ihre Wunden spurlos verheilen. Doch die Haut dieses Mannes war von Narben übersät.

Wollte er etwa diese Zeichen ausgefochtener Kämpfe tragen? Immerhin hatten die anderen Menschen ihn dafür bewundert. Doch Aroanída hatte seinen Widerwillen gegen den Vorschlag des Kutschers gesehen. Der Sklave hatte nicht kämpfen wollen.

Sie hob den Blick zu den beiden silbrigen Monden.

Warum versklavten und töteten die Menschen ihresgleichen? Die Menschen sind eine Missbildung in der Welt. Das waren die Worte ihres Vaters. Die Geburt des Menschengeschlechtes war ein Unglück, das niemals hätte geschehen dürfen. Sie waren urun und doch schlau, Tiere mit dem Geist von Ilani, doch ohne ihre Seelen.

Das hatte man Aroanída bereits als Kind gelehrt, zusammen mit den eindringlichen Ermahnungen, sich stets vor den Menschen zu verbergen, sich niemals in ihre Angelegenheiten einzumischen. Aber wie konnten es die Menschen selbst ertragen, so zu leben, so zu sein?



Daric kam zu sich. In seinem Schädel hämmerte das Blut, und steiniger Felsboden stach in seinen Rücken. Über ihm war

Holz ... Bretter ... die Bodenbretter eines Wagens.

Er erinnerte sich, dass sie am Morgen aufgebrochen waren. Die Reisegesellschaft war mit gerade einmal fünf Wagen eher klein ausgefallen, aber doch groß genug, dass die Ghule sie meiden würden.

Ghule! Er lauschte und hörte das Grunzen der Räuber. Sie waren plötzlich da gewesen, waren förmlich aus den Felsen gewachsen: ein ungewöhnlich großes Rudel.

Hatte er gekämpft? Er war sicher, dass er sich verteidigt hatte, aber er erinnerte sich nicht mehr. Vermutlich hatte er einen Schlag auf den Kopf bekommen und war dann unter den Wagen gerollt. Oder hatte der Ring ihn kaltgestellt?

Die Furcht drängte ihn, sofort zu verschwinden, aber er musste ruhig bleiben. Was hätte Emarat ihm geraten? »Schätze deinen Gegner ein. Werde dir klar, was seine Stärken sind – und seine Schwächen.«

Behutsam zog er die Beine unter das Versteck. Er umfasste die Ketten, damit sie nicht klirrten, drehte sich auf den Bauch und spähte zwischen den hölzernen Speichen der Räder hindurch. Die Wagen standen noch in einer Reihe hintereinander, doch die Pferde waren tot oder abgeschirrt. Eine aufgeschlitzte Tasche lag auf dem Weg, ein Hemd flatterte in einem Busch. Daric schloss kurz die Augen, als Erinnerung ihn durchflutete, an einen anderen Überfall, der ein halbes Leben zurücklag. Nein. Nicht jetzt. Er durfte sich nicht überwältigen lassen.

Sie waren noch da: massige, kaum behaarte Körper, grau wie der Fels. Er beobachtete, wie sie die Wagen durchsuchten und knurrend die Leichen der Erschlagenen fortschleiften. Sie würden die Kadaver später fressen – und zwar gleichgültig, ob es sich um Tote der eigenen oder einer fremden Art handelte. Tiere waren sie, die mit aufrechtem Gang, grober Kleidung und plumpen Waffen die Menschen nachahmten.

Aber gefährliche Tiere. Er musste weg, bevor sie ihn entdeckten.

Er schob sich vorwärts, und die Eisenglieder an seinen Füßen klrirten. Daric verfluchte sie. Die Ketten verdankte er nicht nur Skrimm, der es genoss, einen muskelbewehrten, narbenübersäten Schwertsklaven hinter sich herzuziehen, sondern auch den Gesetzen: einen Gebrannten, einen verurteilten Mörder, musste man in der Öffentlichkeit gesichert halten.

Zumindest um Skrimm musste Daric sich keine Sorgen mehr machen. Ein Ghul zerzte ihn gerade an den Beinen davon. Etwas Dunkles schleifte hinter seinem Körper her – eine Darmschlinge, die aus dem aufgeschlitzten Bauch hing.

Aber frei war Daric darum noch lange nicht. Da waren die Ketten, da war dieses Brandzeichen auf seiner Wange, und da war auch noch dieser Ring um seinen Hals. Aber darum konnte er sich später Sorgen machen. Zuerst einmal musste er weg von den Ghulen, denen der Blutgeruch noch in den Nüstern lag. Trotzdem übereilte Daric nichts. Aus seinem Versteck heraus beobachtete er das Rudel und versuchte, die Lage einzuschätzen.

Der Weg war an dieser Stelle breit. Zwei Manneslängen entfernt fiel das Gelände steil ab; auf der anderen Seite, und den Wagen viel näher, erhob sich ein felsiger Hang. Wenig Deckung, soweit Daric es mit seiner eingeschränkten Sicht beurteilen konnte, aber durchaus zu besteigen.

Der Wagen über ihm geriet in Bewegung, als einer der Ghule die Kutsche bestieg. Gepäckstücke polterten zu Boden, und Kleidung wehte davon. Daric wartete, hörte den Ghul über sich rumoren. Dann ein Grunzen und ein dumpfer Ton. Zwei krallenbewehrte, graugrüne Füße wirbelten Staub auf, keine Elle von Darics Nase entfernt. Doch jetzt schützte ihn das herabgeworfene Raubgut zusätzlich vor Blicken. Der Ghul stapfte davon.

Soweit Daric es überblicken konnte, hielten sich die Ghule auf der freien Fläche auf, die meisten von ihnen am vorderen Ende

der Kolonne. Vorsichtig robbte er zum Hang hinüber und kroch unter dem Wagen hervor. Da die Fußketten durch den Mittelring mit den übrigen Ketten verbunden waren, konnte er sie hochheben und so die meisten Geräusche vermeiden. Er schlich die Reihe der Kutschen entlang zum hinteren Ende des Zuges und hielt dabei die Sinne weiter auf seine Feinde gerichtet – bis eine Bewegung direkt vor seinen Füßen ihn innehalten ließ. Was er sah, zerstreute seine letzten Zweifel an der Natur der jungen Frau in dem Elynnkleid.

Sie kauerte unter einem der mageren Sträucher, die zwischen den Felsen wuchsen. Man sagte, dass Elynn sich unsichtbar machen konnten, und er hätte sie auch nicht gesehen, wenn sich bei ihrem Versuch, seinen Füßen zu entgehen, kein Stein gelöst hätte. Es war keine wirkliche Unsichtbarkeit. Es war eher so, dass man sie nicht bemerkte.

Doch nun, da er sie bemerkt hatte, sah er sie auch – wenn er sie nicht anblickte. Wollte er sie sehen, musste er an ihr vorbeischaun und sich auf die Wahrnehmung am Blickfeldrand konzentrieren. Sobald er den Blick direkt auf sie richtete, verschwamm ihre Form ins Diffuse, löste sich in der Mittagssonne auf.

Er forderte sie mit einer knappen Kopfbewegung auf, ihm zu folgen. So, wie er es sah, waren sie die einzigen Überlebenden, und vielleicht würden sie zu zweit mehr Glück haben als jeder für sich allein – der Weg aus dem Gebirge würde kein Spaziergang werden.



Aroanída folgte dem Menschen stumm durch das Geröll. Sie kletterten über große Felsen, zwischen denen Spalten klafften – so tief und dunkel, dass ein Boden nicht zu erkennen war. Hier gab es keinen Pfad, den Hufe oder Pfoten bereits gebahnt hätten, keine Wege, die seit Generationen genutzt wurden. Wie

seltsam zu denken, dass vor ihnen nicht ein einziges Wesen seinen Fuß auf diese Steine gesetzt haben mochte.

Zudem gab es keine Pflanzen, in deren In'kha sie sich hätte verbergen können. Der karge, trockene Strauch hatte sie nicht einmal vor dem Blick des Menschen zu schützen vermocht.

Und nichts rührte sich. Im Wald gab es immer Bewegung – die Blätter und Zweige wiegten sich, Blüten wandten sich der Sonne zu, selbst die Bäume schwankten im Wind. Hier jedoch war alles starr und leblos. Selbst die Luft roch nach Stein – staubig und tot. Noch nie hatte Aroanida eine Landschaft gesehen, die so völlig bar jeden Lebens war.

Nur sie selbst bewegten sich, und das musste weithin sichtbar sein. Ihre Füße lösten dabei Steine, die klickend und klackernd über die Felsen rollten, sprangen, bis sie in eine der Spalten fielen – überlaut in dieser Steinstillen. Dazu die Ketten dieses Menschen, die bei jedem Schritt klirrten. Vielleicht wäre es für sie beide besser, wenn sie ihn davon befreite. Andererseits: Er trug diese Ketten nicht grundlos. Er war nicht bloß ein Mensch, sondern einer, der getötet hatte. Womöglich war er noch gefährlicher als die Ghule. Vielleicht sollte sie, statt ihm zu folgen, lieber alleine einen Weg über die Berge suchen.

Doch der Gedanke, diese völlig leblose Einsamkeit alleine durchqueren zu müssen, kam ihr unerträglich vor. Seine In'kha war der einzige Schimmer des Lebens hier, wenn auch ungeordnet und undeutbar, durchsetzt von üblen, vielleicht gar gefährlichen Gefühlen. Diese In'kha war ebenso verwirrend wie sein Geruch nach Schweiß und Blut und anderen Dingen, die ihr fremd waren. So roch kein Tier. Nicht eins.

Zumindest würde dieser Geruch den Ghulen verbergen, dass auch eine Ilana in ihr Reich gekommen war. Wenn sie dennoch kamen, würde er sich sicher zur Wehr setzen, und das gab ihr eine zweite und letzte Gelegenheit zur Flucht. Bis dahin würde sie sich in Acht nehmen, wie sie sich immer vor Menschen in Acht nahm.



Daric machte erst Rast, als er hoffen konnte, dass sie genug Raum zwischen sich und das Rudel gebracht hatten. Er warf den verzweigten Ast fort, den er von einem der Sträucher gebrochen hatte, um ihre Spuren im Steinstaub zu verwischen. Inzwischen gab es weder Staub noch Sträucher, nur noch nackten, zerklüfteten Fels.

Er wusste nicht viel über die Graufratzen. Womöglich konnten sie ihm schon anhand des Geruchs folgen. Aber vielleicht würden sie es nicht der Mühe wert finden. Sie hatten fette Beute gemacht und schlugen sich vermutlich gerade die Bäuche voll. Allerdings: Sicher war man bei ihnen nie. Er hatte es auch für unwahrscheinlich gehalten, dass sie die Wagen angreifen würden, und doch hatten sie es getan.

Daric setzte sich auf einen Felsbrocken und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Elynn ließ sich ein paar Schritte entfernt von ihm zu Boden sinken. Es beeindruckte ihn, dass sie seinem straffen Tempo ohne Klage gefolgt war – noch dazu in ihrem knöchellangen Kleid, das zum Klettern kaum geeigneter war als seine Ketten.

»Wir brauchen Wasser«, sagte er und sah sich um. Die Felsen warfen das Sonnenlicht zurück und verstärkten die trockene Hitze.

Die Elynn erwiderte nichts, sah ihn nur scheu an.

»Man sagt, Elynn könnten Bindungen lösen. Dinge, die uns Menschen fesseln. Stimmt das?«

Sie wich seinem Blick aus; blickte den Abhang hinunter.

Daric hielt ihr die schweren Eisenfesseln hin. »Macht sie auf.« Jetzt wandte sie sich ihm zu. »Wieso sollte ich dir trauen, wenn es nicht einmal deine eigenen Leute tun?«

Genauso erzählten es die alten Geschichten: Ein Gespräch mit Elynn bestand im Wesentlichen aus Gegenfragen. Daric

mahnnte sich zur Geduld. »Die Ketten waren nie mehr als Prahlerci. Womit Skrimm mich wirklich in der Gewalt hatte, ist das hier.« Er tippte an den Ring, der sich um seinen Hals legte. Das Holz war völlig glatt gedrechselt, ohne Verschluss, ohne Verzahnung. Ein Zauber der Argkhanen, der Priester des Kriegsgottes, hatte es ihm direkt um den Hals gelegt.

Mit Unbehagen erinnerte sich Daric an den lichtlosen Raum in den Tiefen des Tempels, in dem man die Schwertsklaven angekettet hatte. Es hieß, Gott Argkhan selbst würde zu ihnen herabsteigen. Darauf warteten sie in absoluter Dunkelheit, in der jedes Räuspern, jedes Rascheln seltsam laut widerhallte. Dann Schritte. Jemand – vielleicht der Hohepriester – bewegte sich mit ruhiger Sicherheit durch die Schwärze, ging von einem der gefesselten Sklaven zum Nächsten, erreichte schließlich Daric, ergriff sein Kinn und hob es an, als wolle er in sein Gesicht sehen. Eine Berührung an seinem Hals, eine seltsame Hitze. Das war alles.

Als die Argkhanen mit Licht zurückgekehrt waren, hatte jeder der Schwertsklaven einen hölzernen Ring um seinen Hals getragen – nur einer nicht. Er war tot gewesen. Ein Opfer, das der Gott jedes Mal einforderte.

»Das ist ein Argkhansreif«, erklärte er.

»Argkhan?«, wiederholte die Elynn verständnislos.

»Der Gott des Krieges.« Ihm waren die Kämpfe in den Arenen geweiht. »Der Ring zieht sich zusammen und drückt mir die Luft ab, sobald ich jemanden angreife – es sei denn, derjenige trägt ebenfalls einen. So sichert man Schwertsklaven – nicht mit denen hier.« Er ließ die Ketten klirren.

Sie musterte ihn wachsam. »Dieser Ring hält dich davon ab, mich anzugreifen?«

»Warum sollte ich Euch angreifen? Wir brauchen einander.« Entsprach dies der Wahrheit? Brauchte sie ihn? Nun, dass sie ihm gefolgt war, sprach immerhin dafür. »Ich schlage Euch einen Handel vor: Ihr löst meine Fesseln, und ich helfe Euch,

nach Geri-N’Gor zu kommen. Und wenn wir dort sind ...« Er zögerte. Ob sie vielleicht sogar den Argkhansreif lösen konnte? Üblicherweise endete jeder Versuch, ihn zu zerschneiden, zu zerbrechen oder zu verbrennen, tödlich. Der Reif zog sich so schnell zusammen, dass er seinem Träger das Genick brach. Aber sie war eine Elynn. Wer wusste schon, wie groß ihre Macht war?

»Wenn wir dort sind«, wiederholte er, »öffnet Ihr den Argkhansreif.«

»Das klingt nach einem guten Handel.«

Auch das sagten die Legenden über Elynn: Niemals sprachen sie offen und direkt. »Habe ich also Euer Wort?«

»Ich weiß nicht, ob ich über die Macht verfüge, die du mir zugestehst. Ich habe noch nie einen Argkhansreif gesehen.«

»Dann versucht es.«

Sie schien darüber nachzudenken. »Vielleicht gelingt es mir, vielleicht auch nicht. In beiden Fällen wärest du nicht mehr an mich gebunden.«

»Dann befreit mich, sobald wir in Sichtweite von Geri-N’Gor sind. Versprecht mir das.«

»Wie kann ich etwas versprechen, das ich vielleicht nicht halten kann?«

Er unterdrückte ein Knurren. »Versprecht wenigstens, dass Ihr es versuchen werdet.«

»Das kann ich versprechen.«

Er atmete auf. Zumindest das. »Dann fangt hiermit an.« Wieder hielt er ihr seine Handgelenke entgegen und hoffte, dass diese Verhandlung nicht ebenso zäh verlaufen würde wie die vorangegangene.

Sie zögerte, doch dann stand sie auf und ging zu dem Ast hinüber, den er fortgeworfen hatte. Sie streifte die Blattreste von einem der Zweige und schob dessen Spitze in das Schloss der eisernen Schelle an Darics rechtem Handgelenk. Und dann geschah – nichts. Daric wartete, während sie nur regungslos

dasäß, den Zweig in der Hand, die Augen wie zur besseren Konzentration geschlossen. Gerade wollte er etwas sagen, als es vernehmlich knackte. Der Mechanismus öffnete sich, die Kette glitt herab und wäre scheppernd zu Boden gefallen, hätte er nicht rasch zugegriffen. Verblüfft schaute er auf die offene Schelle. Es sah aus, als wäre der Zweig im Schloss gewachsen und hätte es schließlich gesprengt. »Ihr könnt es tatsächlich.« Das machte ihm Hoffnung.

Sie öffnete auch die Schelle der linken Hand. Dazu nahm sie einen anderen Zweig, denn der erste steckte im Schloss fest. Als sie auch die Eisen an den Fußgelenken gelöst hatte, rückte sie scheu von ihm ab – ganz offensichtlich hatte sie Angst vor ihm. Sollte sie ruhig.

Es tat gut, die Glieder zu strecken, was er ausgiebig tat, ehe er die schweißnassen Haare zurückstrich und die Umgebung in Augenschein nahm.

Nirgendwo war ein Hinweis auf die Graufratzen zu entdecken, aber das musste nichts heißen. Schließlich waren ihre unförmigen Gestalten kaum von den Felsen zu unterscheiden. »Zu Fuß brauchen wir bestimmt zwei Tage bis zum Pass«, erklärte er. »Dort müssen wir wieder auf die Straße zurück – und dort könnten uns die Ghule abfangen.«

»Planen sie so weit voraus?«

Er zuckte mit den Schultern. »Wer weiß schon, was in diesen hässlichen Schädeln vor sich geht?« Er stemmte sich hoch.

»Können wir weiter?«

Sie hob den Blick und sagte: »Mein Name ist Aroanída jando Slindáwen.«

»Ich weiß.« Der Name war entschieden zu lang für seinen Geschmack. Er würde ihn abkürzen. Aroa – das war so ziemlich das Längste, was er ihr zugestand.

»Und wie ist dein Name?«

Er klopfte sich den Staub von den Händen. »Daric.«

»Nur Daric? Nichts weiter?«

»Ich bin ein Sklave.«

»Auch ein Sklave hat eine Familie und eine Heimat.«

Heimat. Das war ein Wort, angefüllt mit Schmerzen. »Das ist wohl so.« Er drehte sich um und setzte den Aufstieg fort.

**Wie es weitergeht erfährst du in  
»Das Erwachen der Hüterin«.**

**Eine Welt, die den besten Krieger zum König kürt,  
wird stets eine Welt der Schwerter bleiben.**



Prinz Siluren der Zauderer soll heiraten. Nur die Ehe mit der Hohepriesterin Lynn garantiert ihm die Krone. Die Eskorte der Braut stellt Silurens Halbbruder, Coridan der Kaltblütige. Doch noch während ihrer Reise fällt die Armee des Nachbarreichs ins Land ein.

Die eigensinnige Lynn ist nicht nur der Schlüssel zum Thron, sie trägt außerdem das Mal der Göttin, dessen Anblick jeden Mann in Liebe entbrennen lässt. Mit seinem heldenhaften Kampf um ihre Sicherheit gewinnt Coridan ihr Herz, doch darf sie ihr persönliches Glück über das des Reiches stellen?

Unterdessen bringt der König Siluren in eine abgelegene Burg in Sicherheit, da Kampf und Krieg nie seine Stärken waren. Der ahnt, dass er mit einem Sieg endlich den Respekt des Vaters erringen würde – doch zu welchem Preis?

## Kapitel 1

*Nun also wurde mir die Salbung zuteil, und ich zittere. Ist es Ehre oder Bürde, Vorrecht oder Fluch?*

– 14. Akh'Eldash, 1. Eintrag, Vers 3

Selbst sein Husten war der eines Tyrannen: gewaltig, derb und von despotischer Lautstärke. Speichel sprühte von Ruothgars Lippen, und sein Gesicht rötete sich vor Anstrengung.

Siluren senkte den Blick. Zum ersten Mal seit fast zwei Jahren stand er im königlichen Gemach. Vermisst hatte er diese Audienzen nicht, und wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er auch die Begegnungen beim gemeinsamen Mahl vermieden. Hoffentlich gesundete Ruothgar bald und ging wieder auf die Jagd oder brach aus irgendeinem Anlass in die Provinz auf.

Der Hustenanfall verebbte, und Ruothgar sank keuchend zurück. Jetzt erst trat Siluren in den Geruch nach altem Schweiß und dem Nachttopf unter dem Bett. Er verneigte sich. »Du hast mich rufen lassen, Vater.«

»Ja. Dich und Coridan.«

Es ging also nicht um etwas, das er getan oder versäumt hatte, sonst hätte Ruothgar mit der Zurechtweisung nicht auf Coridan gewartet.

Kanzler Panald trat hinter den Samtvorhängen vor, den Blick gesenkt und die Hände vor dem Bauch gefaltet.

»Warum ist er hier?«

»Der Kanzler muss über die wichtigen Dinge im Schloss Bescheid wissen.« Ruothgar wedelte mit einem leeren Glas, und sein Mundschenk füllte es neu. Blauer Felarer. Der schwere Rote war Ruothgars Gesundheit sicher nicht zuträglich, aber kein Wort Silurens würde den König je von eigenen Wünschen oder Plänen abrücken lassen.

»Ist Cor denn im Schloss?«

Ruothgar schnaubte. »Er hat Besseres zu tun, als in der Stube zu hocken und seine Nase in Papier zu stecken.«

Siluren reagierte schon lange nicht mehr auf diese Sticheleien. Hoffentlich konnte er bald zu seiner Lektüre von Shin Fus Werk zurückkehren. Vermutlich war seine Übersetzung das einzige Exemplar östlich der erstarrten Riesen. Welch wunderbarer Schatz! Schon die ersten, klugen Worte dieser Abhandlung über den Krieg hatten ihn in ihren Bann gezogen, vor mehr als siebenhundert Jahren niedergeschrieben und noch immer so wahr. Nun lag das Buch auf Silurens Bett wie eine wartende Geliebte, während er hier Zeit vertat.

Siluren trat an eines der Fenster. Unten kehrten Diener den Neuschnee von den Wegen. Wie sehr er sich nach dem Frühling sehnte! Früher hatte Ruothgar ihn stundenlang in der Kälte exerzieren lassen, damit er sie zu lieben lernte – umsonst. Siluren hasste sie ebenso wie die Trostlosigkeit der Landschaft und den Mangel an frischem Obst und Gemüse.

Ein Reiter galoppierte heran, und obgleich die Bleiglasfenster die Sicht verzerrten, wusste Siluren, wer der Mann war. Schon der Ulphan, auf dem er ritt, war etwas Besonderes. Ulphane hatten von ihren Vorfahren, den Wisenten, eine gewisse Schwerfälligkeit geerbt, doch einem Züchter in den Seelanden war eine elegantere, schnellere Erblinie mit rotbraunem Fell gelungen. Nur eine Handvoll Männer in Galathräa besaß einen solchen Kupfer-Ulphan, und nur einer von ihnen pflegte diese Kostbarkeit mit so halsbrecherischer Kühnheit über den gefrorenen Boden zu jagen. Das Tier schlitterte, als der Reiter es auf die Hinterhand zwang, und war kaum zum Stehen gekommen, als er aus dem Sattel sprang. Ehe ein Diener die Zügel übernommen hatte, verschwand er aus Silurens Blickfeld.

Siluren wandte sich um. »Cor wird gleich hier sein.«

Ruothgar hatte derweil das nächste Glas Wein geleert.  
»Gut.«

Schweigen senkte sich erneut über den Raum. Ruothgar starrte auf den Schädel eines wilden Wisents, der ihm gegenüber die Wand zierte. Die vier Hörner, jedes so lang und dick wie ein Männerbein, machten deutlich, wie mächtig das Tier zu Lebzeiten gewesen sein musste. Ruothgar hatte es mit dem Bogen erlegt, als er gerade einmal zehn Jahre alt gewesen war.

Ungezählte Male hatte Siluren diese Geschichte gehört, stets gefolgt von einem Vortrag darüber, was von einem zukünftigen König erwartet wurde. Heute genügte Ruothgars Blick dorthin, um all das in Erinnerung zu rufen, dazu jede enttäuschte Erwartung, jeden bitteren Vorwurf und vor allem jenen Höhepunkt des Versagens: den unseligen Karindenbock.

Energische Schritte näherten sich, dann klopfte es. Auf einen Wink des Königs öffnete der Türdiener, und klirrenden Schritts trat Coridan ein. Er roch nach Ulphan, nach Kälte und Schnee und hatte sich nicht einmal die Zeit genommen, seinen wolfspelzverbrämten Mantel abzulegen. Vor Ruothgars Bett sank er auf ein Knie und neigte den Kopf. »Majestät.«

Coridans Haltung drückte eine tief empfundene Ehrerbietung aus, um die Siluren ihn beneidete. Wie gerne hätte er seinem Vater und König solchen Respekt entgegengebracht.

»Steh auf, Sohn.« Ruothgar hielt Coridan die Hand hin. Der küsste den königlichen Siegelring, trat einen Schritt zurück und nickte Siluren zu, der den Gruß auf die gleiche, verhaltene Art erwiderte.

Ruothgar stemmte sich hoch, und der Diener beeilte sich, ihm Kissen in den Rücken zu schieben. Schließlich saß der König aufrecht und betrachtete seine Söhne, die kaum unterschiedlicher hätten sein können. Zwar hatten beide Ruothgars breite Schultern und den edlen Wuchs geerbt, doch

während Siluren die weichen Züge und das blonde Haar seiner Mutter besaß, war Coridan kantig und schwarzhaarig. Selbst frisch rasiert lag ein Bartschatten auf seinem Kinn. Siluren war zwar größer, Coridan dafür breiter und muskulöser.

Doch so stattlich sie beide auch waren, Siluren wusste, dass das Strahlen in den Augen des Königs nicht ihm galt. Coridan, dessen Mut ein Jahr zuvor die Schlacht von Carondim gewendet hatte, war ganz nach dem Herzen des Vaters geraten. Er wäre der ideale Thronfolger gewesen. Doch seine Mutter war eine einfache Magd, und so stand ihm der Thron nicht zu.

Diese Tatsache bedauerten sie wohl alle drei.

»Seit Monaten«, begann Ruothgar, »liegt mir Panald in den Ohren, dass ich endlich meine Nachfolge auf regeln soll, und ich denke, er hat recht.«

»Es ist nur ein Schnupfen«, sagte Cor. »In ein paar Tagen bist du wieder auf den Beinen.«

Im ersten Moment war Siluren geneigt, ihm zuzustimmen. Er konnte sich den Doppelthron nicht ohne Ruothgar vorstellen. Der König hatte über vierzig Jahre alt werden müssen, bis sein Vater nach der Akh'Eldash geschickt hatte, und er würde seine Macht so schnell nicht wieder hergeben. Das hatte er Siluren oft genug unter die Nase gerieben.

Doch es war erschreckend, wie schnell Ruothgar in den letzten Wochen gealtert war. Jahre der Unmäßigkeit im Arbeiten wie im Feiern forderten ihren Preis. Selbst die unwillige Handbewegung, die er jetzt machte, wirkte ungewohnt fahrig.

»Ich habe den Schwirrer heute fliegen lassen. Die Tempelschwestern werden die Zeremonie vollziehen und die Akh'Eldash salben. Sobald sie hier ist, heiratet ihr.« Er musterte Siluren scharf, erwartete wohl Widerspruch. Doch Siluren hatte immer gewusst, dass es eines Tages geschehen würde. Er hatte nur gehofft, dass ihm die Ehe mit einer

Unbekannten und die Bürde der Krone noch eine Weile erspart bleiben würden.

Ruothgar wirkte enttäuscht über Silurens Schweigen. »Ein toter Fisch könnte mehr Begeisterung zeigen als du.«

»Wann wird der Kanzler aufbrechen?« Cor lenkte mit dieser Frage die Aufmerksamkeit des Königs wieder auf sich. Noch immer war Siluren dankbar für diese kleinen Gesten des Schutzes.

Ruothgar erwiderte: »Ich habe nicht vor, Panald zum Tempel zu senden. Diese Ehre wird dir zuteilwerden.«

Cor war sichtlich überrascht. »Du sendest mich, um die Akh'Eldash zu holen?«

»Wer wäre besser geeignet, die Braut des zukünftigen Königs zu beschützen, als dessen Bruder?« Ruothgar winkte dem Türdiener. »Ruf den Schreiber her – und du, Cor, stellst dir deine Truppe zusammen.«

»Jawohl, Vater.«

»Wähle keine allzu prachtvollen Burschen, sonst verfängt sich die Akh'Eldash in Wunschträumen, die Siluren nur enttäuschen kann.« Er lachte. »Seine Mutter hat es jedenfalls genossen, ein wenig rauer angepackt zu werden.«

Man hatte Siluren seine Mutter als zart, fast feenhaft beschrieben, eine Fünfzehnjährige, die nur das Leben im Tempelstift gekannt hatte. Was mochte sie empfunden haben, als der grobschlächtige, fast dreimal so alte Ruothgar in der Hochzeitsnacht über sie hergefallen war?

Diesmal nützte ihm sein Schweigen nichts – Ruothgar las den Unwillen in seinen Augen. »Glaub es ruhig. Deine Mutter hat sich nie beklagt.«

»Immerhin hat sie an einem Leben mit dir nicht sonderlich festgehalten.«

Ruothgar erstarrte. Sein weingerötetes Gesicht verdunkelte sich noch mehr. »Hinaus!«

Siluren gehorchte wortlos. Mit schnellen, hämmernden Schritten durchquerte er Salon und Vorzimmer. Erst im Kabinett wurde ihm bewusst, dass er floh. Er blieb stehen und ballte die Fäuste, um das Zittern zu bezwingen.

Coridan war ihm gefolgt, trat nun neben ihn. »Das hättest du nicht sagen sollen.«

»Er auch nicht.«

Natürlich hatte Ruothgar seine Frau geliebt. Der No'Ridahl, der Kuss der Göttin, sorgte dafür, dass jeder Mann in Liebe zur Akh'Eldash entbrannte, sobald er das Mal auf ihrer Stirn erblickte. Damit garantierte die Göttin seit über tausend Jahren, dass der König seine Macht mit dem Tempel teilte.

Doch solange Siluren lebte, war der Doppelthron auf der rechten Seite leer.

»Ich frage mich«, sagte Coridan, »warum er mich schickt. Es war immer die Aufgabe des Kanzlers, die Akh'Eldash nach Hohenvarkas zu geleiten.«

Ruothgars Plan war leicht zu durchschauen und entsprach dessen Sicht auf das Leben. Der König hatte nie begriffen, dass Coridan trotz aller Ähnlichkeiten ganz anders war. Er durchschaute einen solchen Plan nicht einmal, wenn er so offen vor ihm lag.

»Er hofft, dass du die Akh'Eldash entschleierst, in Liebe entbrennst und mir den Thron streitig machst.«

Vermutlich wäre das die beste Lösung. Coridan den Thron einfach zu überlassen war unmöglich. Widerspruch würde sich regen, Begehrlichkeiten, alte Feindschaften und Bündnisse neue Kraft bekommen, und schließlich würde ein Kampf um die Herrschaft das Reich verwüsten, wie zur Zeit des Bruderkrieges. Wenn Cor allerdings den Thron im Handstreich nähme und die Ehe mit der Hohepriesterin seinen Anspruch bestätigte, konnte er seine Position womöglich halten.

»Das«, sagte Coridan, »wird niemals geschehen.«

Innerlich seufzte Siluren, aber er sagte nur: »Ich weiß.«

\*\*\*

Lynn trat auf die Balustrade hinaus, und wie stets war der Ausblick beeindruckend. Die weißen Gebäude des Tempelstifts hingen an dem steilen Südhang des Thul-Massives wie die Nester der Bergschwalben, und dieser Balkon war einer von Lynns Lieblingsorten. Von hier aus sah man über den Hof hinweg und an den Felsnadeln der drei Ammen vorbei weit hinaus in die Ebene der Riefenau. Dieser weite und doch geführte Ausblick bot mit dem Wechsel der Jahreszeiten immer neue Eindrücke. Es war wunderbar zu verfolgen, wie sich langsam aber stetig der Frühling näherte, wie in der Ferne die Wiesen bereits grüntem, während zu Lynns Füßen noch festgetretener Schnee den Hof bedeckte.

Lynn hatte erwartet, auf der Balustrade mehr Kanonissen vorzufinden, aber da war nur Thaja. »Wo sind denn die anderen?«

»Bei Beringa. Um sie hübsch zu machen.«

Lynn schnaubte. »Ob Tharundin sich auch so viele Gedanken über sein Aussehen gemacht hat, bevor er hier eingeritten ist?«

»Natürlich!« Thajas Augen leuchteten. »Sieh ihn dir doch nur an!« Sie beugte sich vor und sah so aufgereggt nach unten, als wäre es ihr Verlobter, der im Hof gerade seinen Ulphan neben dem seines Vaters zügelte. Doch es war Beringas sehlichst erwarteter Cousin und Bräutigam, Tharundin von Tremagant. Dabei war der Frühling, die klassische Jahreszeit für die Brautschau, gerade erst angebrochen. Dass Tharundin so früh kam, sprach auch für seine Ungeduld.

Lynn stützte die Arme auf die steinerne Brüstung und musterte den Anwärter kritisch. Die rotgefärbten Hörner seines Ulphans, die auffälligen Pluderhosen und der samtene Wams waren ziemlich übertrieben, und was bei einem so

jungen Mann vielleicht noch angehen mochte, wirkte bei seinem Vater geradezu lächerlich. »Welch prächtiges Beispiel für den Nachwuchs unseres Hochadels.«

»Ich weiß gar nicht, was du hast.« Thaja schüttelte den Kopf. »Der junge Markgraf ist doch wirklich ansehnlich.«

»Noch ist er kein Markgraf, sondern bloß Sohn. Trotzdem läuft er schon, als trüge er sein Schwert nicht an der Seite, sondern zwischen den Beinen.«

Zu komisch, wie verlegen Thaja wurde. Man konnte zusehen, wie sich ihre Wangen verdunkelten, als drehe jemand am Docht einer Lampe. »Warum sagst du immer solche Dinge?«

»Stimmt es etwa nicht?« Lynn löste sich von der Brüstung und stolzierte umher, die Arme angewinkelt, die Hüfte nach vorne gedrückt. »Seht her«, sagte sie mit tiefer Stimme, »ich bin der Sohn des Markgrafen. Ich mache alle Frauen glücklich.«

Thaja hatte Mühe, ein Lachen zu unterdrücken, aber es lag auch ein wenig Furcht in ihren Augen. Auch sie würde in wenigen Wochen den Mann kennenlernen, dem ihr Vater sie versprochen hatte. Sie wusste nur, zu welcher der adeligen Familien er gehörte und dass er zwanzig Jahre älter war als sie selbst. Da hatte Beringa es doch besser getroffen. Immerhin war ihr Bräutigam ein entfernter Cousin, mit dem sie als Kind bereits gespielt hatte, und etwa in ihrem Alter. Trotzdem beneidete Lynn sie nicht. Beringa würde bald schon feststellen, wie sehr sich die Männer im wahren Leben von den Helden der romantischen Balladen unterschieden, die sie sich immerzu rezitieren ließ. Der Tempel mochte ein Käfig sein, aber er war Lynn lieber als derjenige, den Beringa im Begriff war, zu betreten.

Jetzt begrüßte die Priorin den Markgraf und seinen Sohn. Aus der Entfernung ließen sich keine Worte verstehen, und so belegte Lynn die Szene mit einem eigenen Dialog. Sie lispelte:

»Ich freue mich immer, Kundschaft begrüßen zu können.«  
Dann senkte sie die Stimme. »Wir kommen, um die neue Ware zu besehen.«

Thaja verpasste ihr einen Rippenstoß. »Du bist unmöglich.«

Lynn tat entrüstet. »Ein Mann wird sich doch noch umsehen dürfen, oder?«

Natürlich bestand das Eheversprechen zwischen Tharundin und Beringa schon seit Jahren, aber Lynn wusste auch, wie wenig das für den Bräutigam bedeutete. Wahrscheinlich hatte sich der junge Fürst die Hörner schon an den Mägden im Schloss seines Vaters abgestoßen. Mädchen hingegen sperrte man in ein Damenstift, bis der Bräutigam geruhte, sie abzuholen.

Thaja schüttelte den Kopf. »Manchmal denke ich, du magst Männer generell nicht.«

»Von mir aus hätte die Göttin sie nicht zu erschaffen brauchen.«

»Aber ohne Männer – wer würde uns Frauen beschützen?«

»Ohne Männer«, gab Lynn zurück, »wovor müssten wir Frauen geschützt werden?«

»Und du wunderst dich, dass dein Vater keinen Gatten für dich findet.«

»Wundern? Ich habe sie doch alle mit Absicht alle vergrault.«

Thaja grinste und zitierte den Weisen von Grent: »Wohl dem, der wünscht, was er hat.«

Unrecht hatte sie nicht. Als Lynn mit sieben Jahren in das Stift gekommen war, war sie bereits versprochen gewesen – doch ihr vierzehn Jahre älterer Bräutigam war in irgendeiner Schlacht gefallen. Ihre fehlende Trauer entsprang nicht der Herzlosigkeit – sie hatte den Mann niemals kennengelernt.

Inzwischen war sie mit ihren neunzehn Jahren zu alt, für ihren Vater bestand kaum noch Aussicht, jemals einen

Kandidaten für sie zu finden. Obwohl sie im Stift auf ihre Aufgaben als zukünftige Edeldame und Mutter bestens vorbereitet worden war. Sie hatte alles erlernt, was ein Mann des Adels von seiner Ehefrau billigerweise erwarten konnte: ein wenig Lesen und Schreiben – nicht zu viel, denn das machte die Augen hässlich –, ein wenig Reiten und die Falknerei – aber nicht so viel, dass sie ihren Gatten dabei würde beschämen können. Sie kannte die Geschichte ihres Landes, konnte ihren Kindern die Religion nahebringen und das Personal herumkommandieren. Doch was half alles sticken, musizieren und Gedichte vortragen, wenn sie ihren zukünftigen Gatten in Grund und Boden zu reden vermochte? Und, so hatte es ein Anwärter einmal formuliert, was half ihr Verstand, wenn sie nicht den Anstand besaß, nicht zu zeigen, wieviel sie davon besaß?

Ihre beiden jüngeren Schwestern, die ebenfalls im Stift gelebt hatten, waren jedenfalls schon verheiratet, denn trotz aller Bemühungen ihres Vaters hatte keiner der Kandidaten eingewilligt, statt des versprochenen fügsamen Mädchens die kratzbürstige Lynn zu ehelichen.

Lynn war das ganz recht. Sie hatte keine romantischen Vorstellungen vom Eheleben und nicht das Bedürfnis, einem herrschsüchtigen Gatten das Haus zu führen und ihm nach seinem Gutdünken zu Willen zu sein. Viel lieber wäre sie als Anwärterin und später als heilige Schwester im Tempel geblieben. Sie hatte mehr Zeit ihres Lebens im Hochstift des Haupttempels verbracht als im zugigen Wasserschloss ihrer Eltern. Hier fühlte sie sich geborgen, dies hier war ihr Zuhause. Aber die Priorin hatte das abgelehnt. »Gehorsam«, hatte sie gesagt, »Demut und Unterwerfung unter die Gesetze der Schwesternschaft. Das wird dir schwerfallen, Lynne. Du wirst daran zerbrechen. Vorerst sehe ich deinen Platz nicht hier.«

Offenbar gab es für eine Frau nur die Wahl, wem sie gehorchen wollte, nicht ob. Und so würde sie in wenigen Monaten zu ihrer jüngeren Schwester Ella ziehen, und helfen, deren rotnäsigen Sohn zu hüten, und was so in den nächsten Jahren an Blagen noch dazukommen mochte. Eigentlich war Lynn mit ihren neunzehn Jahren jetzt schon zu alt für das Tempelstift, aber es hatte Ella einige Zeit gekostet, ihren Gatten zu überreden, Lynn überhaupt aufzunehmen. Lynn würde die ewige Tante sein, mehr geduldet als erwünscht, aber damit würde sie schon fertig werden.

Schwerfallen würde ihr nur, all das hier zu verlassen. Schwester Tharinas Lektionen würde sie zwar nicht vermissen – Kinn hoch und Schultern zurück, junge Damen! Eine Frau von Stand wahrt stets Haltung! –, aber sie genoss das unbeschwerte Leben im Kreise ihrer Freundinnen. Der einzige wirkliche Schmerz in Lynns Leben war, dass diese Freundinnen nach und nach fortgingen. Jeder Abschied machte ihr erneut das Herz schwer. Nicht nur, weil sie die Mädchen niemals wiedersehen würde, sondern auch, weil sie, so sehr sie ihnen ein Leben angefüllt mit Liebe und Freude wünschte, doch immer das Schlimmste befürchtete. Wie oft hatte sie in späteren Briefen Kummer und Enttäuschung zwischen den Zeilen lesen müssen.

Nun war also Beringa an der Reihe. Diese romantische Seele, die nur darauf wartete, ihren zukünftigen Gatten mit all ihrer Liebe zu überschütten. »Ich hoffe«, sagte Lynn, »Tharundin erkennt, was er an ihr hat.«

Schweigen antwortete ihr, und als Lynn sich umblickte, hatte Thaja den Kopf in den Nacken gelegt und starrte bewegungslos in den Himmel.

»Fühlst du dich gut?« Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass Thaja zu Boden stürzte und in Zuckungen verfiel.

Thaja streckte den Arm aus und zeigte gen Himmel. »Ist das ein Schwirrer?«

Also kein Anfall. Erleichtert hob Lynn den Blick und kniff gegen das gleißende Sonnenlicht die Augen zusammen. Ein dunkler Punkt näherte sich dem Turm, in dem die Schwirrer gehalten wurden. Er beschrieb eine Kurve und ein Sonnenstrahl ließ das Blau der Deckflügel schillern.

Ob sie Schwester Albirga Bescheid geben sollten? Aber vermutlich war die ohnehin dort oben und hatte die Ankunft des Boten längst bemerkt.

Die Besucher waren im Haus verschwunden und es blieb nicht viel mehr zu sehen als die Stallburschen, die sich um die Ulphane kümmerten. »Komm«, sagte Lynn, »lass uns nach Beringa sehen. Die Arme ist bestimmt schon ganz aufgeregt.«

Die beiden verließen ihren Aussichtsposten und begaben sich in den Salon, wo eine Schar aufgeregter Mädchen um Beringa herumflatterten. Sogar die kleine Sibyllin steuerte ihre Ratschläge bei.

»So wird das nichts. Die Zöpfe sind viel zu fest.«

»Lass mich mal die Schleife binden.«

»Du machst die Wangen zu rot. So sieht sie ja aus wie eine Küchenmagd.«

Lynn lächelte über das Durcheinander und fühlte sich seltsam erhaben über den Aufruhr. Beringa drehte sich auf dem Polster zu ihr um. »Endlich bist du da. Du begleitest mich doch, oder?«

»Natürlich. Das habe ich dir doch versprochen.«

Jedes Mädchen ging mit einer Ehrendame zu den Gesprächen mit dem Anwärter, denn wenn auch die wesentlichen Punkte des Ehevertrages schon längst zwischen den Vätern ausgehandelt worden waren, so ließ man den jungen Leuten doch die eine oder andere kleine Entscheidungsfreiheit. Diese Bereiche wollten geklärt und schriftlich festgehalten sein, bevor die Priorin ihre Schützlinge ziehen ließ. Da die Priorin zur Neutralität verpflichtet war, hatte Lynn bei diesen Verhandlungen schon oft als

scharfzüngige und entschlossene Advokatin ihrer Freundinnen fungiert.

»Aber«, sagte Beringa, »sei nicht zu streng mit Tharundin, ja? Er ist so ein Herzensguter.«

Lynn lächelte. »Keine Sorge. Tharundin wird sich heute Abend glücklich preisen, deine und nicht meine Hand erhalten zu haben.« Sie betrachtete mitleidig Beringas völlig überschminkte Augen. »Soll ich Blinthe rufen lassen?«

»Oh ja, bitte! Lass Blinthe kommen!«

Lynns Zofe konnte mit ihren Farben selbst ein pausbäckiges Engelchen wie Beringa zur Schönheit formen. Doch als sich Lynn jetzt an die Aufwärterin wandte, die gerade frisches Gebäck brachte, läuteten die Glocken.

Abrupte Stille senkte sich über die Mädchen, und sie tauschten fragende Blicke. Welchen Grund gab es, sie zu so ungewöhnlicher Zeit zusammenzurufen? Lynn dachte an den Schwirrer und Sorge kroch in ihren Magen. Überraschende Nachrichten waren selten gute.

Tuschelnd und eng zusammengedrängt liefen die Mädchen die lange Treppe in den Anbetungssaal hinunter, begleitet vom beunruhigenden Ruf der Glocken. Unterwegs stießen die Tempelschwestern zu ihnen, offenbar genauso überrascht wie sie. Gemeinsam drängten sie in den Saal und stellten sich jede vor eines der Kissen, die in Reihen auf dem Boden lagen. Keine von ihnen kniete darauf nieder. Es war unwahrscheinlich, dass man sie zur Anbetung zusammengerufen hatte.

Die Priorin erwartete sie schon. Sie stand an der Stirnseite des Saales, direkt vor der Tür, die ins Heiligtum der Erdmutter führte. Neben ihr stand Schwester Albirga, auf deren Gewand überall blau schillernde Schuppen hafteten. Die Schwirrer waren gerade in der Häutung.

Die Priorin hob die Hände und wartete, bis die Gruppe ihrer Schutzbefohlenen ruhig war. Dann legte sie die Fingerspitzen

vor dem Bauch zusammen. »Meine lieben Töchter und Schwestern«, begann sie. »Vor wenigen Augenblicken ist ein Schwirrer des Königs in unserem Turm gelandet. Der König hat entschieden, dass Prinz Siluren sich noch in diesem Jahr vermählen soll. Es ist an der Zeit, dass die Göttin aus eurem Kreis seine Braut erwählt. Bis dies geschehen ist, müssen alle anderen Pläne ruhen.«

Für einen eisigen Augenblick herrschte absolute Stille. Dann schluchzte Beringa auf und brach in Tränen aus.

\*\*\*

Aus den Nüstern der Ulphane dampfte der Atem in den klaren Morgen, das Klappern ihrer Hufe hallte über den Schlosshof von Hohenvarkas. Es war kalt, aber nicht mehr ganz so frostig wie in den letzten Tagen. Coridan zog seinen Sattelgurt nach und blickte auf, als er Hufritte hörte. Dendar kam herangeritten, grinsend mit seinem viel zu breiten Mund, der sein Gesicht zerschnitt wie eine Mondsichel.

Auch er war der Bastard eines Fürsten, doch Dendars Vater hatte ihn nie als Sohn anerkannt. Dabei zeigten schon die rötlichen Haare, dass er aus dem Hause DeHellin stammte. Er hatte auch die kurze Nase und sogar die schiefen Schneidezähne seines Vaters geerbt.

»Guten Morgen, mein Prinz!«

Mit dieser Anrede verspottete er Coridan bereits seit Kindertagen. Natürlich stand Coridan aufgrund des minderwertigen Blutes seiner Mutter dieser Titel nicht zu. Dennoch hatte er das Recht, einen gehörnten Ulphan zu reiten, denn sein Vater hatte ihm eine verwaiste Grafschaft in den Bergen als Lehen zugesprochen. So war Coridan immerhin ein Graf, was Dendar nicht von sich behaupten konnte. Doch das tat seiner immer guten Laune keinen Abbruch. »Wie ich sehe, haben die Stallknechte deinen Jorand fein gemacht.«

Es dauerte einen Moment, bis Coridan begriff, worauf Dendar anspielte. Die Knechte hatten Jorands rötliches Fell gestriegelt, bis es trotz der Winterwolle glänzte wie Kupfer, und ihm die vier kurzen, gebogenen Hörner poliert. Dagegen sprach nichts, doch zu allem Überflus hatten sie silberne Aufsätze auf die Spitzen gesetzt.

Coridan knurrte unwillig. Er zupfte den Tand ab und drückte ihn einem der Diener in die Hand.

»Wenigstens zu diesem Anlass hättest du die Hörner einfärben können«, spottete Dendar. »Du siehst aus wie ein Bauer.«

»Dann bist du wohl die Bäuerin.«

Dendars Tier besaß keine Hörner, denn ohne Titel auf einem gehörnten Ulphan zu reiten hätte ihn den Kopf gekostet. Sein Ulphan war weiblich, ebenso wie die vier Zugtiere vor der Kutsche. Neben den massigen Kühen wirkte Jorand, der schlanke Renner, geradezu zierlich, und klein im Vergleich zu den riesigen, schwarzen Bullen, deren Widerrist auch schon mal einen ausgewachsenen Mann überragen konnte. Aber er besaß Hörner, und das allein war das Standesmerkmal, auf das es ankam.

Coridan ordnete Sattelblatt und Steigbügel. »Die Küche lässt auf sich warten. Vielleicht siehst du mal nach.«

Dendar drehte sich im Sattel um. »Ich glaube, sie kommen gerade.«

Ein helles Lachen klang zu ihnen herüber, zwei Mägde erschienen in der Seitentür des Westflügels. Als sie die wartenden Männer sahen, strafften sich ihre Körper, und ihre Mienen wurden ernst. Ihnen folgte die ältliche Köchin in Begleitung Silurens, dem sie gerade kokett in die Seite stieß. »Ihr flunkert doch!« Dann fiel ihr Blick auf Coridan und das Lächeln schwand.

Ähnliches geschah oft, nicht nur bei der Köchin, die als Silurens Amme ein besonderes Verhältnis zu dem Prinzen

hatte. Immer wieder sah Coridan Furcht in den Augen der Dienerschaft, wenn ihre Blicke ihn trafen. Zu ähnlich war Coridan seinem Vater, zu sehr erinnerte er die Menschen an den König, der aufbrausend und unberechenbar war, unmäßig in allem, was er tat, sowohl in seiner Großzügigkeit als auch in seiner Grausamkeit. Niemand fühlte sich sicher in Ruothgars Nähe.

Wie anders reagierten die Leute auf Siluren! Seine Freundlichkeit war ebenso verlässlich wie sein Mitgefühl. Er sah die Menschen, sah jeden einzelnen, ob es sich um einen Fürsten oder um einen Diener handelte – oder um den Bastard, der sein Halbbruder war.

Siluren trat jetzt auf diesen zu. »Ich wollte dir eine sichere Reise wünschen.«

Coridan zuckte leichthin die Achseln. »Es ist keine gefährliche Strecke. In einem Halbmond wirst du deine Braut in den Armen halten.«

»Meine Braut.« Siluren seufzte.

»Wenn die Erdmutter dir eine hässliche Trine erwählt, gebe ich sie zurück.«

Siluren musste lächeln. »Ich werde sie lieben – der No'Ridahl zwingt mich ja dazu. Aber sie ...« Er ließ den Satz unbeendet, und Coridan wusste, warum.

Über die letzte Akh'Eldash, Silurens Mutter, wurde im Schloss nur selten gesprochen. Ihr Tod lag über zwanzig Jahre zurück, eine halbe Ewigkeit. Als sie Siluren geboren hatte und gestorben war, war Coridan ein Jahr alt gewesen, und was er über die Akh'Eldash wusste, stammte aus dem Mund anderer.

Offenbar war sie zierlich gewesen, sanft und freundlich, aber auch erstaunlich willensstark für eine Fünfzehnjährige. Man sprach von ihrer Güte, ihrer Disziplin und ihrem Pflichtbewusstsein. Niemals aber hatte er irgendjemanden sagen hören, dass sie Ruothgar geliebt habe.

»Die Akh'Eldash wird jung und formbar sein«, sagte Coridan. »Manche Fürsten senden ihre Töchter schon mit sechs Jahren ins Damenstift. Du bist der Kronprinz. Sie wird dich anhimmeln.«

Siluren nickte mit saurer Miene. »Ich werde also ein unmündiges Kind heiraten.«

»Das hab ich nicht ...«

»Schon gut, Cor. Du musst mich nicht aufmuntern.« Siluren griff in die Manteltasche und holte ein hölzernes Kästchen heraus. »Das gehörte meiner Mutter.« Er strich mit dem Daumen über die feinen Intarsien – ein geflügelter Löwe, das Wappentier des Hauses Etharold. »Es ist eines der wenigen Erinnerungsstücke, die ich von ihr habe.«

»Soll ich es deiner Braut geben?«

»Es ist ein Pfand meiner besten Absichten, ein Zeichen dafür, dass ich bereit bin, mich ihr ohne Vorbehalte zuzuwenden. Schon jetzt, ehe ich ihrem Bann verfall.«

»Was immer du erwartest, der Zauber der Erdmutter wird dich nicht zum willenlosen Sklaven machen.«

Siluren warf einen Blick zum Fenster des Königs hinauf. »Glaub mir, das weiß ich.«

Coridan sah den Schmerz im Blick seines Halbbruders. Wahrscheinlich wünschte sich Siluren, ein wenig vom Zauber seiner Mutter hätte auch auf ihn abgestrahlt, dass Ruothgars Liebe zu der Akh'Eldash auch ihren Sohn umfasst hätte. Doch die Liebe des Vaters hatte von Anfang an Coridan gepocht.

Silurens Geburt hatte das Leben der Akh'Eldash gekostet. Allein das schon mochte Ruothgars Herz gegen ihn gewendet haben. Zudem war Siluren ein schwächliches Kind gewesen, blass und kränkelnd. Immer seltener hatte Vater die Amme rufen lassen, um ihm das Kind zu präsentieren. Und später, als Siluren endlich alt genug gewesen war, um ein Schwert zu halten, hatte er Papier und Feder vorgezogen. Vater war es gewohnt, seinen Willen zu bekommen, doch der Befehl des

Königs vermochte aus Siluren keinen Krieger zu machen. Als Knabe und als Jüngling bemühte er sich redlich, doch die fordernden Schwertübungen und die schonungslosen Exerzitien bewirkten nur, dass er wieder und wieder das Bett hüten musste.

Irgendwann gab Vater es auf – und Siluren suchte sich seine eigenen Lehrer. Von diesem Tage an blühte er auf. Er las mehrere Bücher im Monat, lernte, die Saiten der Kithalla zu schlagen und begann einen stetigen Schriftwechsel mit den Denkern des Landes. Wegen seiner zurückgenommenen, freundlichen Art fiel es kaum jemandem auf, doch Siluren war ganz sicher der klügste Mann im Schloss, ach was, in ganz Varkaspol und weit darüber hinaus. Hätte Vater nur einmal die Augen geöffnet, um seinen Sohn wirklich anzusehen, so wäre ihm aufgefallen, dass Siluren mehr Wissen und Einsicht besaß als alle Berater und Kanzler, die jemals durch diese Hallen geschlichen waren. Sein Kopf und sein Herz würden ihn dereinst zu einem besseren König machen, als Vater es je hatte sein können, davon war Coridan tief überzeugt.

Silurens Blick kehrte vom Fenster zu ihm zurück. »Auch die Akh'Eldash will, dass man sie um ihrer selbst willen liebt, nicht aufgrund eines magischen Zeichens. Sie hat mein Mitgefühl.«

»Das kann sie sich nicht aussuchen – genauso wenig wie du. Aber ich werde ihr dein Unterpand übergeben.« Coridan nahm das Kästchen und etwas darin klapperte. Fragend blickte er auf.

»Es ist ein Amulett, ein Abbild der Erdmutter. Sag der Akh'Eldash, ich werde das Lager erst mit ihr teilen, wenn sie es mir zukommen lässt.«

»Das wird Vater nicht gefallen. Die Hochzeit ist für den Blütenmond angesetzt, und er wird erwarten, dass sie vollgültig ist.«

»Niemand kann von mir erwarten, dass ich die Ehe mit einem Kind vollziehe.«

Coridan kannte diesen Blick. Vater hielt Siluren für schwach, weil der sich nicht an den üblichen Formen des Kräftemessens unter Männern beteiligte. Trinken und raufen, spielen und huren lagen ihm nicht. Doch wenn Siluren sagte, er werde die Akh'Eldash erst berühren, wenn sie bereit dazu war, dann würde nicht einmal sein Vater ihn davon abbringen. So wie damals bei der Sache mit dem Karindenbock.

»Die Erdmutter wird kein Kind erwählen«, sagte Coridan voller Überzeugung. »Vermutlich wird sie dreizehn oder vierzehn sein.« Viel älter wohl kaum, denn in diesem Alter galten die Mädchen als erwachsen, ihre Ausbildung im Stift war abgeschlossen, und sie wurden verheiratet.

»Sag es ihr«, bat Siluren. »Gleichgültig, wie alt sie ist.«

»Selbstverständlich.« Coridan verstaute das Kästchen in seiner Satteltasche. »Auf dem Rückweg werde ich dich ihr in den schönsten Farben malen.«

»Lieber nicht.« Siluren lächelte schwach. »Ruothgar hat Recht – wecke besser keine Erwartungen, die ich später enttäusche.«

Die Brüder gaben sich die Hand und Coridan stieg in den Sattel. Sie würden zu viert reisen: er und Dendar auf Ulphanen, dazu der Kutscher Helim und ein junger Soldat namens Srimm, der den Platz hinter dem geschlossenen Aufbau des Wagens einnahm. Es war eine kleine Eskorte, aber Coridan kannte jeden der Männer gut, und Schwierigkeiten waren auf der Reise nicht zu erwarten.

Der Trupp setzte sich in Bewegung und die Räder der Kutsche ratterten über den gepflasterten Hof. Als sie das Tor durchritten, sagte Dendar: »Ich fürchtete schon, der Prinz würde den ganzen Tag verträdeln.«

»Hast du es eilig?«

»Du natürlich nicht, mit deiner anspruchslosen Strenge. Ich habe einfach mehr Fantasie als du.«

»Worüber fantasierst du denn so?«

Dendars Grinsen reichte von Ohr zu Ohr. »Das Tempelstift ist ein Haus voller Jungfrauen – worüber wohl?«

»Jungfrauen«, wiederholte Coridan betont, »und von Adel. Du wirst keiner von ihnen auch nur die Hand küssen, geschweige denn irgendetwas anderes.«

»Du weißt doch, wenn du eine Nacht in der Nähe einer Frau verbringst, die du begehrt, und die dich begehrt, dann können die Geister es fügen, dass ihr euch in euren Träumen begegnet.«

»Die Geister«, sagte Coridan betont, »werden Ihren dunklen Zauber wohl kaum so nah am Mutterschoß weben.«

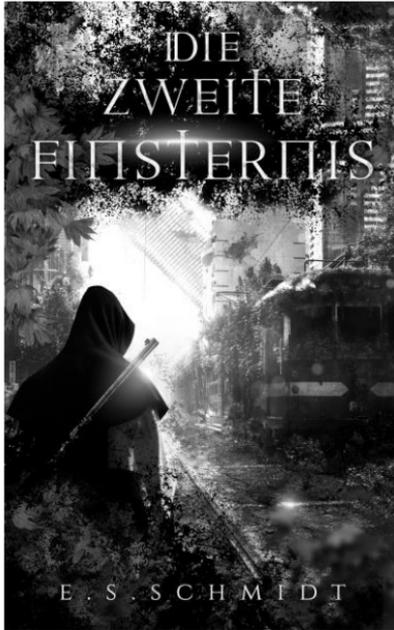
»Sie hätten es leicht. Überlege dir einmal, wie viele begehrenswerte und völlig ausgehungerte Frauen in diesem Haus zusammengepfercht sind.«

»Du solltest dir andere Fantasien suchen. Der Adel ist bekannt dafür, ungewollte Buhlen aufzuhängen.«

»Man kann einen Mann nicht für seine Träume hängen.«

»Verwette nicht deinen Hals darauf.«

## **Wie es weitergeht erfährst du in »Welt der Schwerter«.**



**Kartiertes Buch (epubli)**

464 Seiten

Preis 15,00 EUR [D]

ISBN: 978-3756503926

**eBook (epubli)**

Preis 4,99 EUR [D]

ASIN: B09ZGM9NBG

EAN: 9783754963906

In der Endlosigkeit der kanadischen Wälder stürzt ein außerirdisches Schiff ab und entlässt seine gefährliche Fracht: Reaper – telepathische Raubechsen, groß wie Löwen, mit enormer Reproduktionsfähigkeit und unersättlichem Hunger.

Hinter hohen Mauern, zusammengedrängt in den ehemaligen Metropolen, harren die letzten Menschen aus. Die einzigen, die sich den Reapern entgegenstellen können, sind genetisch optimierte Krieger, die in Mönchsorden zu absoluter Disziplin erzogen werden. Doch als eine Stadt nach der anderen verstummt, befürchtet Bruder Kaleb, dass sich ein noch größerer Feind erhoben hat. Ein Feind, der nicht nur die zerbrechliche, neu geschaffene Ordnung bedroht, sondern auch den einzigen Menschen, für den Kaleb sein heiliges Gelübde brechen würde.

## Prolog

Bill drückte die Sprechaste des Funkgeräts. »Siehst du einen Krater? Oder Anzeichen eines Brandes? Over.«

Als Antwort kam nur lautes Knacken aus dem Lausprecher. Mit einem Seufzen senkte Bill das Mikrofon und wartete. Er ließ seinen Blick durch das schmutzige Fenster der Bodenstation schweifen, über das Rollfeld von »Alain's Wilderness Flights«. Dahinter gab es nichts als dichten Wald und vereinzelt Indianersiedlungen bis hinauf nach Alaska. Irgendwo in dieser namenlosen Wildnis lag ein Ort, den die Internetgemeinde »Impact Creek« getauft hatte. Dorthin war der Helikopter vor einer guten Stunde aufgebrochen.

Ein Knacken kündigte die Antwort an. »Noch nichts zu sehen. Wir müssen ...« Das Geräusch der Heli-Rotoren überlagerte den Rest des Satzes, oder vielleicht lag es auch am alten Funkgerät der Station.

Bill hob das Mikrofon und drückte erneut den abgegriffenen Knopf. »Alain? Alles klar bei euch? Over!«

Wenigstens kamen die Bilder von Frosts kleiner Handheld gut durch.

Bill setzte sich vor den Laptop und suchte auf dem Bildschirm nach ungewöhnlichen Konturen in den dichten Baumkronen.

»Wir haben was gefunden.« Alain musste die Stimme gegen den Rotorenlärm erheben. »Sieht nach eurer Schneise aus. Over.«

Eine Sichtung schon beim ersten Erkundungsflug? Das hatte Bill nicht zu hoffen gewagt. Alain hatte ihnen erklärt, dass selbst eine so große Bresche in der menschenleeren Weite da draußen kaum auffallen würde – zumal die Natur bereits einige Jahre Zeit gehabt hatte, sie mit neuem Grün zu bedecken. »Großartig!«, rief Bill. »Gibt es Brandspuren?«

Die Funkverbindung wurde erneut schlechter und Bill erhielt nur eine zerstückelte Antwort. »... keine Anzeichen ... Feuer ...« Dann stabilisierte sich der Empfang wieder. »Die Bäume sind einfach umgerissen worden.«

»Wie breit ist die Schneise?«

»Ich schätze etwa siebzig Yards, wie aus den Satellitenbildern errechnet.«

Bill lehnte sich zurück und ließ die Stuhllehne federn. Er hatte also recht gehabt: Es war kein Meteorit gewesen.

Er und Frost hatten die Alternativen lange diskutiert, obwohl sich außer ihnen und einigen Verschwörungstheoretikern niemand sonderlich dafür interessierte, welches Phänomen ein paar hundert Bäume in der kanadischen Wildnis niedergemäht hatte. Der Vorfall war eigentlich eine Lappalie, reichte nicht annähernd an das Tunguska-Ereignis von 1908 heran. Aber immerhin waren nur drei Jahre vergangen, bis sich nun mit Bill und Frost die ersten Wissenschaftler ein Bild vor Ort machten. Bei Tunguska hatte es zwei Jahrzehnte gedauert.

Die größte Parallele zwischen Tunguska und Impact Creek war die Tatsache, dass sich das Phänomen nicht schlüssig erklären ließ. Ein Meteor wäre steiler eingetreten und hätte einen Krater und keine Schneise hinterlassen. Abgesehen davon hätte er eine messbare Anreicherung von Staub in der Atmosphäre verursacht. Flugzeuge waren zur fraglichen Zeit nicht vermisst worden und die meteorologischen Daten sprachen gegen ein Wetterphänomen.

Bill und Frost hofften auf eine andere, spektakulärere Antwort. Eine Antwort, die Bill die unangenehmen Fragen seines Dekans ersparen würde, denn für diese Forschungsreise in die unzugänglichste Gegend der Coast Mountains hatte Bill Geld aus allen Budgets seines Fachbereiches abgezogen.

»Die Schneise endet dort drüben.« Alains franko-kanadischer Akzent dehnte die Worte. »Es sieht tatsächlich aus, als hätte es einen Brand gegeben.«

Bill beugte sich vor. »Sag Frost, er soll die Kamera draufhalten!«

Das Bild wackelte, als Frost die Filmkamera in einen günstigeren Winkel neigte. Bill sah jetzt die Schneise und ihr verdicktes Ende – wie ein Streichholz mit einem abgebrannten Kopf. Verkohlte Bäume stapelten sich dort kreuz und quer übereinander.

»Könnt ihr landen?« Wenn es Platz zum Landen gab, würden sie auch ein Basislager errichten können – sofern es denn tatsächlich etwas zu untersuchen gab.

Es dauerte einen Moment, bis Alain antwortete. »Ja, dort drüben.« Und dann, leiser: »Was ist das für ein Ding?«

Der Bildschirm wurde von übereinanderliegenden Baumstämmen ausgefüllt, unter denen Bill ein Objekt ausmachte; ein Objekt, das auf den Satellitenfotos nicht zu erkennen gewesen war. Bill legte den Kopf schräg. Man hätte es für einen Container halten können, aber dazu war es viel zu groß.

»Vielleicht haben die Bäume die Tragflächen abgeschlagen«, sagte Alain. Offenbar war auch er inzwischen vom Jagdfieber ergriffen worden, obwohl er für die beiden »Spinner« zuerst gar nicht hatte fliegen wollen. Mit dieser Skepsis war Alain weiß Gott nicht allein – auch der kritische Blick des Dekans hatte Bände gesprochen; ganz zu schweigen vom Hohn, der Bill nach seinem wirklich zurückhaltenden Artikel im National Science Monitor entgegengeschlagen war.

Angespannt wartete Bill, beobachtete, wie die Bäume näher kamen und auch das Objekt. Wenn es wirklich ein Wrack war, musste es halb auf der Seite liegen. Wie das Auge eines gefangenen Tieres lugte ein Fenster unter den Baumstämmen hervor. Ein Cockpit?

Frost setzte die Kamera jetzt nicht mehr ab. Durch den flacheren Winkel erkannte Bill, dass der hintere Teil geborsten war. Eine klaffende Öffnung, aber keine Einbauten oder festgezurte Ladung. Schwer zu schätzen, wie lang das Objekt ursprünglich gewesen war, die Breite war jedenfalls enorm.

Der Helikopter hatte kaum aufgesetzt, als Frost schon mit der Kamera nach draußen sprang. Das Bild auf dem Monitor wankte rhythmisch, während Frost auf die Absturzstelle zuing. Das Rotorendröhnen verebbte und Stille breitete sich aus.

Bills Blick hing am Bildschirm. »Halt doch die Kamera ruhig!« Ohne den Lärm konnte er nun auch Frost erreichen.

»Ich klettere über Baumstämme!«, antwortete Frost.

Das Objekt kam in Sicht. »Kannst du etwas erkennen? Den Eingang? Ein Cockpit?«

»Warte.« Frost klang aufgeregt. Das Bild auf dem Monitor verwischte, zeigte grüne, blaue, schwarze Schlieren und kam dann zur Ruhe. »Mein Gott, siehst du das?«

»Undeutlich«, gab Bill zurück. »Kannst du es näher ranholen?«

Das Bild verschwamm kurz, als der Zoom betätigt wurde, dann reagierte die automatische Schärfestellung. Bill sah schwarze Gestalten, verkohlte Überreste hinter geborstenen Scheiben.

Ihm stockte der Atem. »Sind das Helme?«

»Mann, nein, das sieht aus wie Knochenfortsätze. Und sie sind riesig. Allein die Köpfe sind – ich weiß nicht – vielleicht ein Yard lang.«

»Ich wusste es!« Bill sprang auf und boxte in die Luft. »Wir hatten recht, Frost! Wir hatten verdammt nochmal recht!« Er fiel in die Freudenschreie seines Kollegen ein und sprang um seinen Stuhl, bis er merkte, dass die Schreie aus dem Lautsprecher nicht triumphierend klangen – sondern panisch. Und dann wurden sie zu Schmerzensschreien.

Mit einem Ruck wandte er sich dem Monitor zu. Trockene Blätter, Erde und ein Ast quer über dem Bild – die Kamera lag auf dem Boden.

Unvermittelt brachen die Schreie ab. Bill hörte nur noch seinen eigenen Atem.

Er griff nach dem Mikro. »Frost?«, rief er. »Alain?!«

Niemand antwortete. Der Monitor zeigte unverändert das gleiche Bild.

»Alain?!« Bill registrierte die Panik in seiner eigenen Stimme. Das Mikrofon zitterte in seiner Hand.

Und dann hörte Doktor William Robert Johnson ein tiefes, klackerndes Grollen. Es glich keinem Geräusch, das er kannte, weder dem Knurren eines Raubtieres, noch dem Klang des Donners. Es war ein Ton, den er bis zum Ende seines Lebens nie mehr vergaß.

## **183 Jahre später**

Man sah es dem Kreuzgang nicht an, dass er auf das Dach eines Hochhauses gebaut worden war. Tatsächlich strahlte er die Erhabenheit alter Klosteranlagen aus. In den ausgewogenen Proportionen lag eine tiefe Ruhe und die Sparsamkeit der Ausstattung unterstrich die Würde des Ortes. In der Regelmäßigkeit der wenigen Schmuckelemente kam der wandernde Blick zur Ruhe. Von oben fiel Sonnenlicht in das offene Viereck und wärmte die Herbstluft, die fast nach modrigen Blättern und Erde zu riechen schien.

Weniger erhaben war das Geräusch aufeinanderschlagender Holzstöcke und der Geruch nach frischem Schweiß, der tatsächlich in der Luft hing. Als Eunice den Wandelgang betrat, hielt sie einen Moment inne. Sie trat zwischen die Säulen und sah zu den zwanzig Männern hinüber, die sich im Innenhof des Kreuzganges im

Stockfechten übten. Die Mönche kämpften mit freien Oberkörpern, nur mit den schwarzen Hosen des Ordens bekleidet. Die schlichten Waffen handhabten sie mit beeindruckender Kunstfertigkeit und nur selten erklang ein Ausruf des Schmerzes oder der Frustration, wenn ein Schlag nicht hatte abgewehrt, ein Angriff nicht hatte gekontert werden können.

Einige bemerkten Eunice und unterbrachen ihren Kampf. Gerade die Blicke der Jüngeren folgten ihr, während sie die Säulenreihe entlangschritt. Eunice wurde oft zu jung geschätzt, was sicher auch am asiatischen Anteil ihres Erbgutes lag. Mit ihrem glänzend schwarzen Haar, dem feinen Porzellanteint und gekleidet in die fließenden Stoffe des Hochklerus, wirkte sie nicht wie Ende dreißig. Sie verübelte den Mönchen ihre Blicke nicht – diese Männer opferten dem Klerus ihr Leben.

Eunice folgte dem Gang und blieb nach einigen Schritten abwartend stehen. Ein hochgewachsener Kämpfer von Anfang vierzig maß sich hier mit einem Greis – und traf dabei auf einen ebenbürtigen Gegner. Die Bewegungen des Alten waren nicht weniger geschmeidig, seine Reaktionen nicht weniger schnell als die seines Trainingspartners.

Eunices respektvoller Abstand galt ebenso den beiden Mönchen wie den wirbelnden Stangen. In dieser Disziplin waren Geschwindigkeit und Geschick wichtiger als rohe Kraft; dennoch erzitterten Stäbe und Muskeln, wenn das Holz aufeinanderkrachte. Manchen der Bewegungen konnte das Auge kaum folgen, aber die Kämpfer ahnten die Angriffe ihres Gegners voraus, planten in jede Aktion bereits den nächsten und übernächsten Zug ein – dies war ebenso ein geistiges wie ein körperliches Kräfteressen.

Schließlich war es der Stab des Alten, der wuchtig sein Ziel fand und den jüngeren Mann in die Knie gehen ließ. Noch einmal zischte die Waffe durch die Luft und kam nur eine

Handbreit vor der Schläfe des Knienden zu einem abrupten Halt. Der hob den Kopf und schaute den Sieger schwer atmend an.

Der alte Mann zwinkerte schalkhaft. »Sollte sich deine Konzentration tatsächlich von einem erfreulichen Besuch stören lassen, Bruder Kaleb?«

Ein tiefer Atemzug, ein kurzes Senken des Blickes. Dann erhob sich der getadelte Mönch und der Abt wandte sich um. »Eunice. Was führt dich zu uns?«

Eunice zögerte, hoffte, Kaleb würde zu ihr hinübersehen, doch der hielt den Blick gesenkt. Sie zog einen zusammengefalteten Zettel aus der Tasche. »Die Zentrale konnte Sie nicht erreichen, Vater Abt.«

Er nahm das Papier entgegen. »Gibt es endlich ein Lebenszeichen aus Dallas?«

»Nein, Vater. Noch immer nicht.«

Mit jeder Stadt hatte es heute bereits den üblichen Funkkontakt gegeben – nur Dallas schwieg. Neunzehn Städte gab es noch auf dem nordamerikanischen Kontinent. Niemand wusste, wie viele es auf dem Rest der Erde sein mochten, oder ob es überhaupt noch Menschen gab, dort draußen. Hier, in Philadelphia, wusste man nur von diesen neunzehn – und jetzt versank eine davon in völliger Stille.

Keiner der beiden Männer sagte etwas, als wäre Schweigen die einzig angemessene Reaktion auf das Verstummen von sechzigtausend Menschen.

Der Abt entfaltete den Zettel und überflog die wenigen Zeilen. »Das ist aus Selimsburgh, von Dillon Brent, dem Governor.«

Nun hob Bruder Kaleb doch den Kopf und für einen flüchtigen Moment begegnete Eunice seinem Blick. Anders als die meisten im Konvent wusste sie, was der Name Selimsburgh für ihn bedeutete.

Der Abt faltete das Papier zusammen. »Brent hat in den Outlands Spuren von Reapern gefunden.«

»Ich kann sofort aufbrechen«, sagte Bruder Kaleb. Die raue Heiserkeit seiner Stimme war einer alten Kehlkopfverletzung geschuldet. Eunice konnte sich gut daran erinnern, wie er ins Lazarettzelt gebracht worden war, an ihr Erschrecken, als sie ihn erkannte, an den Ausdruck seiner hellen Augen in dem schmutzstarrenden Gesicht – so viel Blut, überall. Zwei Wochen lang hatte sie ihn versorgt, hatte seine Wunden gewaschen, genäht, verbunden. Zwei Wochen lang waren sie sich näher gewesen als je zuvor. Dann war er wieder in die Schlacht gezogen.

Der Krieg lag Jahre zurück, die Ketzer waren zurückgedrängt und von den Reapern gab es in den leeren Wäldern nur noch streunende Einzelgänger. Warum dachte sie jetzt daran? Vermutlich, weil die beunruhigenden Nachrichten Erinnerungen weckten, die weit weniger verblasst und vergessen waren, als Eunice gehofft hatte.

Der Abt hob schließlich den Kopf, er schien seine Antwort wohl überlegt zu haben. »Einverstanden, Kaleb, sieh dir die Sache an. Aber sei auf der Hut. Wenn es stimmt, ist es selbst für einen Mönch gefährlich, in der Dunkelheit zu reisen.« Nach einer Pause fügte er hinzu: »Richte Bruder Simeon meine Grüße aus. Der Herr sei mit dir, Bruder Kaleb.«

»Und mit deinem Geiste, Vater Abt.« Kaleb ging zu seiner Kutte, die zwischen den Säulen lag. Eunices Blick folgte ihm, ruhte für einen Moment auf den Narben, die seinen Rücken bedeckten und daran erinnerten, dass die Kampfübungen dem Überleben dienten. Sie wandte den Blick ab, als er sich die Kutte über die Schulter warf und sich zu ihr umdrehte. Dann folgte sie ihm wortlos aus dem Exerzitienhof.

Direkt hinter der Tür endete die würdevolle Stimmung des Kreuzganges. Eine Metalltreppe führte in die nüchterne Atmosphäre eines alten Verwaltungstraktes hinab. Eunice und

Kaleb folgten einem Gang mit kahlen Wänden, vergilbt und schmutzig, liefen über brüchiges Linoleum, vorbei an Türen, von denen die Farbe blätterte. Sie gingen nebeneinander, schweigend, ohne sich anzusehen, doch Eunice war sich seiner Nähe sehr bewusst. Schließlich verlangsamten sich ihrer beider Schritte. Wo der Weg zu den Quartieren der Mönche abzweigte, blieben sie stehen.

Eunice suchte nach Worten, irgendetwas, das die Trennung noch für einige Sekunden hinauszögern konnte. Schließlich war er es, der zuerst sprach. »Soll ich deine Schwester aufsuchen?«

»Besser nicht.« Eunice lächelte schwach.

Kaleb neigte den Kopf und wandte sich zum Gehen.

Rasch sagte sie: »Es ist das erste Mal, dass du zurückkehrst, nicht wahr?«

»Ja.« Er hatte ihr den Rücken zugewandt, ging aber nicht weiter, so, als warte er auf eine weitere Frage.

Eunice wollte fragen, wollte so vieles wissen, doch das Verbot des Bischofs, über Kalebs Vergangenheit zu sprechen, dieses Verbot, dem sie so lange Zeit gehorcht hatten, nahm ihr die Worte. Als Kaleb schließlich den Kopf wandte und sie anblickte, sagte sie nur: »Der Herr sei mit dir, Bruder.«

Es lag mehr Wärme in diesem Satz, als einem Gruß zustand. Kalebs Blick ruhte auf Eunice. »Und mit deinem Geiste«, antwortete er sanft.

\*\*\*

Dinah zuckte zusammen. Ein großer, blitzschneller Schatten hatte das Scheinwerferlicht des Pickups gekreuzt. »Hast du das gesehen?«

»Das war nichts.« John ließ das Lenkrad los und fasste Dinahs Hand. »Hab keine Angst.«

Die Scheinwerfer erhellten nur ein kurzes Straßenstück voraus. Der Belag aus festgefahrener Erde und Laub war hier und dort aufgebrochen und an diesen Stellen erkannte man die alte Teeroberfläche. Außerhalb des Scheinwerferlichts herrschte längst schwarze, undurchdringliche Nacht.

Es war nicht gut, jetzt draußen zu sein.

»Wir hätten bei Lucy übernachten sollen«, sagte Dinah leise, aber John antwortete darauf nicht. Was sollte er auch sagen? Er war für den geplatzten Wasserschlauch nicht verantwortlich – und auch nicht dafür, dass es bis zur Dämmerung gedauert hatte, bis der Motor abgekühlt war und sie neues Wasser aufgetrieben hatten.

Dinah zog die Jeansjacke enger zusammen. Der Pickup besaß nur noch die Windschutzscheibe, alle anderen Fensteröffnungen waren mit Plastikplane verklebt, die laut im Fahrtwind schlug.

Noch immer raste ihr Herz wegen des Schattens, der im Scheinwerferlicht aufgetaucht war. Erst letzte Woche hatte Dillon Brent Reaperspuren gefunden – ausgerechnet jetzt, wo sie für die Ernte vor die Palisade mussten. Wegen dieser Spuren hatte Dillon das erste Mal seit langer Zeit nach Unterstützung gefunkt. Allerdings war fraglich, ob der Konvent so lange nach Erntebeginn noch Schutztruppen entbehren konnte, denn die Mönche waren inzwischen vermutlich in anderen Lehen eingesetzt.

John konzentrierte sich auf den Weg, hielt das Lenkrad wieder mit beiden Händen. Dinah hatte sich immer sicher gefühlt in seiner Nähe. Und auch jetzt wollte sie darauf vertrauen, dass sie sicher waren. Seit Jahren gab es keine Angriffe mehr. Was immer Dillon am Südhang entdeckt hatte – nach dem Platzregen waren keine Spuren mehr zu finden gewesen.

Dinah legte die Hand auf Johns Bein und er lächelte flüchtig.

Und dann barst die Windschutzscheibe. Für einen Moment schien die Zeit stillzustehen, hingen die Glassplitter glitzernd in der Luft. Dinah schaute verwundert auf deren bizarre Schönheit. Dann setzte die Zeit unbarmherzig wieder ein – und mit ihr das Entsetzen.

Dinah schrie auf und hob die Hände gegen das berstende Glas. Sie wurde in ihren Gurt geworfen, als John auf die Bremse trat. Der Pickup schleuderte, prallte seitlich gegen ein Hindernis und der Motor erstarb. Nicht weit entfernt, schrecklich nah, das Grollen eines Reapers.

Mit einem Krachen landete ein riesiges, schwarzes Geschöpf auf der Motorhaube. John griff nach der Pumpgun auf dem Sitz und feuerte. Der Rückstoß riss den Lauf nach oben – doch der Schatten blieb. Rote Augen glühten in der Dunkelheit. John schrie gellend auf und ein Schwall warmer Flüssigkeit klatschte Dinah ins Gesicht. Im Augenblick darauf wurde John durch den leeren Fensterrahmen gerissen. Er schrie jetzt nicht mehr.

Die Pumpgun landete in Dinahs Schoß. Sie umklammerte die Waffe und erwartete jeden Moment, die Klauen des Reapers in ihrem eigenen Fleisch zu spüren – doch sie hörte nur die Geräusche eines Kampfes. Aber wer kämpfte? Stritten die Reaper um die Beute? Sie musste hier raus, weg, so lange die Reptilien mit sich selbst beschäftigt waren.

Dinahs Hände zitterten so sehr, dass sie den Gurt kaum lösen konnte. Sie hielt den Blick dabei starr auf den einen, verbliebenen Lichtkegel gerichtet, als könne der irgendwie Sicherheit bieten. Aber das tat er nicht, das wusste Dinah gut genug. Er weckte Aufmerksamkeit.

Als sie sich hinüberbeugte, um das Licht auszuschalten, rutschte ihre Hand durch das Blut auf dem Fahrersitz. Sie öffnete leise die Tür und stieg aus. Wohin fliehen? Zurück zu Lucy? Ins Dorf? Wo waren die Reaper?

Dinah lauschte. Es war still geworden. Zu still. Der Kampf war vorbei. In ihrer Angst glaubte sie, rote Augenpaare zu sehen, die sie aus der Dunkelheit anglühten. Spielten sie mit ihr? Warteten sie, dass die Beute losrannte?

Kein Mensch hatte eine Chance gegen die Raubechsen. Nicht einmal mit einem Gewehr. Nur ein Erwählter konnte sie töten.

Panik zerrte an Dinahs Eingeweiden, verursachte Übelkeit, ließ ihre Beine zittern und ihr Denken erstarren. Sie wollte sich zusammenkauern und einfach dem Unvermeidlichen ergeben – aber dann brach der Mond zwischen den Wolken hervor. In seinem Licht erkannte sie den Weg und darauf schwarze Silhouetten, die dort nicht hingehörten. Eine von ihnen bewegte sich. Dinah hob die Pumpgun und versuchte zu zielen. Der Schemen richtete sich auf, wuchs in die Höhe und wurde zu einer Gestalt – einer menschlichen Gestalt.

Eine ruhige, heisere Stimme sagte: »Die Waffe brauchen Sie nicht mehr.«

## Sonntag

Für Kaleb war es immer wieder erstaunlich, wie manche Strukturen dem Verfall trotzten, während sich andere schon fast vollständig aufgelöst hatten. Als er die verrostete Gartenpumpe fand, hatte er nicht viel Hoffnung, doch der Schlegel war noch immer beweglich und nach einigen Leerbewegungen sprudelte braunes Wasser in den Eimer, den er unter den Ausguss gestellt hatte. Das Wasser roch metallisch aber nicht faulig.

Die fahle Morgensonne schien auf ein Areal, das man früher wohl Vorstadt genannt hatte: eine Ansammlung freistehender Häuser, jedes von einem Garten umgeben und nur von einer einzigen Familie bewohnt. Kaum vorzustellen,

dass damals für jeden einzelnen so viel Wohnraum zur Verfügung gestanden hatte. Die Natur hatte das Areal zurückerobert, doch nicht mit dem üblichen Wald aus Ahorn und Koniferen. Hier hatten Zierpflanzen den Kampf gegeneinander aufgenommen. Die meisten waren vermutlich verschwunden, erstickt von stärkeren, lebensfähigeren Nachbarn. Wenige hatten sich durchgesetzt, waren zu Hecken absurder Höhe gewachsen oder hatten riesige Flächen überwuchert.

Zwischen dem üppigen Grün sah Kaleb die Ruinen von Gebäuden. Fast zweihundert Jahre war es her, dass die Reaper im Westen entdeckt worden waren, knapp hundert, dass sie die Ostküste erreicht hatten. In diesen hundert Jahren seit der Verheerung Pennsylvanias waren die meisten Holzhäuser zu Haufen zusammengefallen, aus denen nur die gemauerten Schornsteine hervorstanden. Gebäude aus Stein oder Beton hingegen waren oft erstaunlich gut erhalten. Die Qualität des Daches war ausschlaggebend. Gab das Dach nach, standen bald bloß noch die Außenwände.

Schon zuvor hatte Kaleb den gemauerten Geräteschuppen bemerkt. Jetzt ließ er den Eimer stehen und ging durch kniehohe Kraut um zwei Thujas herum. Sie mussten einmal Teil einer Hecke gewesen sein. Heute ragten sie gut vierzig Yards in die Höhe. Ihre unteren Äste krochen am Boden in alle Richtungen davon und richteten sich nach wenigen Yards zu Nebenstämmen auf. Niemand hatte sie mehr gestutzt, seit die Welle der Reaper das Land überrollt hatte.

Die Schuppentür ließ sich nicht bewegen. Als Kaleb kräftiger daran zog, gaben die festgerosteten Angeln nach und die gesamte Tür polterte zu Boden. Aus dem Inneren wehten ihm trockene Blätter entgegen. Kaleb schob die Kapuze vom Kopf und betrat wachsam die enge Hütte. Verrostete Gartengeräte waren im Dunkel zu erkennen: ein Rechen, eine Sense, ein Gerät mit einem Elektrokabel.

Obwohl nah an bewohnten Gegenden gelegen, waren Haus und Schuppen offensichtlich niemals geplündert worden. Der Leichnam der untergegangenen Zivilisation ließ sich an anderen Orten leichter fleddern: in den Zentren der toten Städte, in den ehemaligen Industriegebieten. Dort fanden sich noch immer ganze Lagerhallen voller Waren, verpackt und zur Auslieferung bereit. Die Menschheit würde zwei, drei weitere Generationen lang von den Errungenschaften ihrer Väter zehren können, bis sie ganz auf ihre eigenen Fähigkeiten zurückgeworfen war.

An der linken Wand fand Kaleb, was er suchte: Bretter. Eine Prüfung ergab, dass sie fest und trocken waren. Gut. Er durfte den Reapern nur wenige Zugänge lassen, musste ihr Eindringen kanalisieren.

Er schloss die Augen und sammelte sich, schickte seinen Geist in die Weite, um nach ihnen zu suchen. Nein, noch war kein Reaper in der Nähe. Er zweifelte nicht daran, dass sie kommen würden, aber sie waren nächtliche Jäger, die das Sonnenlicht mieden. Das gab ihm ein wenig Zeit.

Bereits auf dem Weg zurück zum Haus, in das er die Frau letzte Nacht gebracht hatte, suchte er nach Schwachstellen im Gebäude. Es war aus Stein gebaut, mit einem geneigten, verschindelten Dach. Die letzten Bewohner hatten sich gegen die Reaper verschanzt: Fenster und Türen waren vernagelt, manche sogar von innen und außen. Die Bretter an der Westseite waren im Laufe der Jahrzehnte morsch und brüchig geworden, doch dank ihrer hatten die beiden unteren Stockwerke der Witterung standgehalten. Nur ganz oben, unter dem Dach, hatte ein zerbrochenes Fenster der Feuchtigkeit Einlass gewährt und jene Seite des Giebels einsinken lassen. Diesen Zugang würde er blockieren müssen.

Mit der Schulter drückte Kaleb die Hintertür auf und trat von der Veranda direkt in den Wohnraum. Die Bretter vor den

Fenstern ließen nur wenig Tageslicht herein. Strahlenbündel fielen in den Raum und beleuchteten tanzenden Staub.

Die Frau war erst im Morgengrauen eingeschlafen, hatte zuvor lange geweint. Jetzt saß sie über die Seitenlehne des Sofas gebeugt und würgte. Ihr kurzes, braunes Haar war zerzaust. Sie sah auf und wischte sich zitternd mit dem Ärmel ihrer aufgetragenen Jeansjacke über den Mund. Er wusste, dass Angst bei vielen Menschen eine Reaktion des Magens hervorrief, doch diese hier schien ihm verspätet.

Sie ließ den Arm sinken. »Guten Morgen, Bruder.«

Er nickte ihr zu. »Guten Morgen ...?«

»Dinah«, antwortete sie. »Dinah Montjoy.«

Er lehnte die Bretter gegen die Wand und stellte den Eimer daneben. »Ich bin Bruder Kaleb.«

Sie blickte ihn scheu an, die Augen mehr auf die Kutte als in sein Gesicht gerichtet. Kaleb kannte das. Den meisten Laien waren die Mönche unheimlich. Selbst Mitglieder des Hochklerus übten Zurückhaltung im Umgang mit ihnen, obwohl sie selbst Erwählte waren. Bei den Mönchen wurden die angeborenen geistigen Fähigkeiten jedoch durch harten Drill gezielter ausgebildet und perfektioniert.

Die Einzige, bei der er diese Distanz niemals gespürt hatte, war Eunice. In ihren Gesten und Blicken lagen nur Zuwendung und tiefes Vertrauen.

»Wo sind wir?«, fragte die Frau und holte ihn aus seinen Gedanken.

Er hob den Blick, ließ ihn über die Wände wandern, an denen verblichene Fotografien hingen. »In einer alten Siedlung. Das Haus ist kaum zerstört.«

Bis auf das Dachfenster. Vermutlich waren die Reaper dort eingedrungen und der Schutz des Hauses war zu einer Falle geworden. Kaleb hatte die Scharten an der Türinnenseite gesehen. Mit dem Daumen war er über die noch immer scharfen Kanten gefahren – die dazugehörige Axt hatte er auf

der anderen Raumseite gefunden, von einer schwarzen Substanz am Boden festgeklebt. Vermutlich war es schnell gegangen.

»Warum haben Sie mich nicht nach Selimsburgh gebracht?« Die Frau saß mit angezogenen Beinen auf dem Sofa, die Augen rot vom Weinen. Genau so hatte Rachel dagesessen, damals, als er es ihr gesagt hatte. Rachel. Ihr wieder zu begegnen, nach so langer Zeit – er wusste nicht, warum er sich davor fürchtete. Wegen dieser Furcht war er vom Konvent aus nicht direkt nach Selimsburgh gefahren, sondern hatte das Gelände um das Lehen herum erkundet.

Tatsächlich hatte er frische Spuren von sieben Reapern gefunden und war ihnen gefolgt. Gegen Mittag hatte er ihre Anwesenheit wahrgenommen – in der Nähe eines Hauses, das ungeschützt in den Outlands stand. Ohne Dorf und zusätzliche Mauern konnte es eigentlich nur ein Ketzerhaus sein, doch dafür war es zu sauber. Auch die Menschen darin, ein Mann und zwei Frauen, hatten aus der Ferne nicht wie Ketzer gewirkt – zu viel Haar. Eine von ihnen war jene Frau hier gewesen. Dinah.

Die drei hatten sich mit unbekümmerter Sicherheit im Garten bewegt, während die Reaper sie von ihrem Versteck aus beobachtet hatten. Es waren nur drei Tiere gewesen, nicht sieben, aber immer noch zu viele, um sie alleine im offenen Gelände anzugreifen. Selbst im Tageslicht, das die Reaper behinderte, wäre der Sieg ungewiss gewesen. Und es blieb die Frage, wo sich die restlichen vier aufhielten.

Kaleb hätte nach Selimsburgh zurückkehren und Verstärkung anfordern sollen. Stattdessen hatte er die weitere Entwicklung abgewartet.

Dinah und der Mann waren am Nachmittag aufgebrochen und hatten die blonde Frau zurückgelassen. Statt diese leichte Beute anzugehen oder die Dunkelheit abzuwarten, waren die Reaper im Schutz des Waldes dem Wagen gefolgt. Die Straße

war in gutem Zustand und der Mann fuhr schnell und sicher. Ohne die Panne hätte der Wagen Selimburgh noch vor Sonnenuntergang erreicht.

Das Verhalten der Reaper gab Kaleb Rätsel auf. Es entsprach nicht dem, was er von diesen Tieren gewohnt war. Jagen und Fressen, das beschrieb ihre Interessen umfassend. Hier hatten sie weder das eine noch das andere getan. Sie hatten das Haus beobachtet, gelauert, gewartet und sich dann ohne Angriff entfernt, obwohl die Frau im Haus eine viel leichtere Beute war als der Wagen.

Als Kaleb aufschaute, begegnete er Dinahs Blick, die noch immer auf seine Antwort wartete.

»Ich muss eine Theorie überprüfen.«

»Eine Theorie?«

Er ging nach nebenan in die Küche. Im ersten Schrank fand er Becher aus grünem Plastik. Das Material war brüchig geworden und zerbröselte zwischen seinen Fingern. Im zweiten Schrank standen Gläser.

War es klug, Dinah einzuweißen? Aber vermutlich machte es keinen Unterschied. Zurück im Zimmer sagte er: »Die Reaper haben das Haus der blonden Frau beobachtet, während Sie dort waren. Ich habe ihre Spuren gesehen.«

»Lucy!« Dinah richtete sich erschrocken auf. »Ist sie ...«

»Die Reaper haben sie nicht angegriffen.« Er betrachtete prüfend den Eimer. Die Schmutzpartikel hatten sich abgesetzt, im oberen Teil war das Wasser klar. Langsam senkte er das Glas hinein und ließ das Wasser über die Kante rinnen. »Eine einzelne Frau wäre ein leichtes Opfer gewesen. Stattdessen haben die Reaper ein fahrendes Auto angegriffen, Sie aber verschont.«

Die Reaper hatten den Mann aus dem Auto gerissen und dann den Wagen umkreist, als warteten sie darauf, dass die Frau ausstieg. Warum? Auch ohne Not würden Reaper eine

schnelle Beute dem Kitzel der Jagd vorziehen. Worauf also hatten sie gewartet?

Kaleb hätte die Antwort vielleicht schon erhalten, wenn die Tiere ihn nicht bemerkt hätten. Das allein hatte ihn zum Kampf gezwungen – doch das musste die Frau nicht wissen. Wenn heute Nacht die übrigen vier Reaper kamen, war er zumindest sicher, dass die Frau die ganze Zeit über das Ziel des Rudels gewesen war. Und auch das musste sie nicht wissen. Er reichte ihr das Glas.

»Danke.« Sie trank nicht gleich, zögerte und schaute auf.  
»Nicht nur für das Wasser.«

Er begegnete ihrem Blick und nickte.

\*\*\*

Dinah wusste nicht, was sie von ihrem Retter halten sollte. Er strahlte Ruhe aus, Sicherheit, aber wenig Wärme. Das Seltsame war, dass er sie an Sam erinnerte.

Allein dieser Gedanke machte ihr ein schlechtes Gewissen. Sie sollte jetzt an John denken, nicht an Sam. Schließlich war John noch keinen Tag tot, vor ihren Augen aus dem Wagen gerissen.

Aber im Grunde genommen hatte Sam von Anfang an zwischen ihnen gestanden. John war deswegen nicht sonderlich empfindlich gewesen. Natürlich hatte er gewusst, wie Sam empfand. Alle wussten es. Aber Dinah hatte sich für John entschieden, hatte ihn geheiratet, und das war es, was für ihn zählte. Ein paar Monate lang hatte sie sich selbst geglaubt, dass ihr die Sicherheit in seiner Nähe mehr bedeutete als Sams Lächeln. Als sie erkannte, wie sehr sie sich getäuscht hatte, fühlte sie sich als Verräterin.

John war ein guter Mann gewesen: zuverlässig, freundlich, arbeitsam. Es gab keinen Grund, ihn nicht zu lieben. Die Erkenntnis, dass sie es dennoch nicht tat, hatte sie getroffen.

An jenem Abend hatte sie nicht aufgehört zu weinen. John gegenüber hatte sie es auf die »besondere Zeit des Monats« geschoben. Er war nicht der Mann, der weiter fragte. Sie hatte John nicht geliebt, zumindest nicht so wie Sam, aber sie hatte ihn respektiert und ihm vertraut.

Und jetzt stand sie vor dem Wagen und brachte es nicht über sich zu beginnen. Es sind nur braune Flecken, dachte sie. Angetrockneter Schmutz. Doch es gelang ihr nicht, sich zu überwinden. Es war Johns Blut, und jeder Gedanke daran brachte die Erinnerung zurück, an das Entsetzen der vergangenen Nacht und an das, was sie verloren hatte.

Eine Berührung ließ sie zusammenzucken. Der Mönch nahm ihr das Tuch ab. »Lassen Sie mich das machen.« Seine Stimme war sanft – und ließ doch keinen Widerspruch zu.

Dinah beobachtete, wie er das Tuch in die Seifenlauge tauchte und dann mit ruhigen Bewegungen über die Sitzbank des Wagens wischte. Das angetrocknete Blut löste sich, bildete Schlieren auf dem glatten Leder. Dinah hob den Blick in den Himmel, um es nicht sehen zu müssen. »Sie sind das Putzen sicher nicht gewöhnt«, sagte sie, nur um irgendetwas zu sagen.

»Im Gegenteil«, antwortete er, und wieder fiel ihr auf, dass seine Stimme heiser klang. »Im Konvent gibt es kein Personal. Und wir helfen auch in der Armenküche und den Siechenräumen.«

Sein Gesicht veränderte sich; ein Aufblitzen von Wärme, so schnell wieder verschwunden, dass Dinah es sich vielleicht nur eingebildet hatte. Sie schätzte den Mönch auf das Alter ihres Vaters. Er war groß, sicher einen Kopf größer als die meisten Männer in Selimburgh. Die schwarze Kutte reichte ihm bis zu den Knöcheln und war um die Hüfte mit einem Seil gebunden. Der wollene Stoff strahlte eine schlichte Würde aus. Nur die schwarzen Armeestiefel verrieten den Kämpfer; ein Prediger hätte wohl Sandalen getragen. Durch die Kutte ließ es sich schwer einschätzen, aber sein Körper wirkte schlank,

fast schon schmal, nicht gerade das, was Dinah sich unter einem Krieger vorstellte. Es war die Art, wie er sich bewegte, die seine Kraft zeigte: kontrolliert, fließend, mühelos.

Das kurz geschorene Haar war blond, seine Haut hell. Die Blässe ließ ihn verletzlich wirken – bis man in die harten, eisblauen Augen blickte. Auch die Brandzeichen, das Doppelkreuz des Konvents von Philadelphia, die er links und rechts an seinem Hals trug, verliehen ihm eine raue Härte. Dieser Mann hatte die Reaper getötet. Nicht nur diese drei, sondern vermutlich unzählige davor. Er trug Narben auf Gesicht und Händen, die deutlich zeigten, welchen Gegnern er sich bereits gestellt hatte.

»Sollten Sie nicht lieber Wache halten?«, fragte Dinah.  
»Falls die Reaper wiederkommen?«

»Ich werde spüren, wenn sie kommen – so wie auch sie meine Anwesenheit spüren werden.«

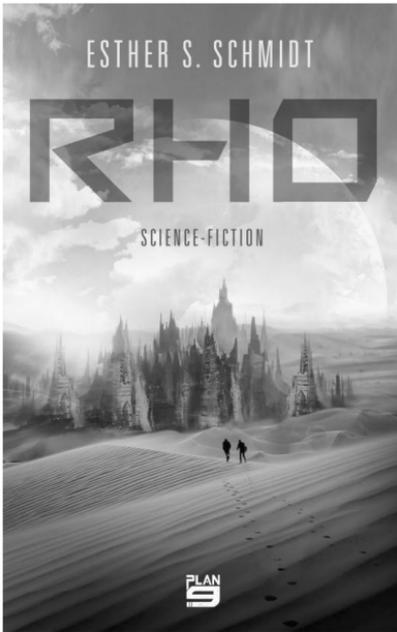
»Wird sie das fernhalten?«

»Das bezweifle ich ... «

Dinah starrte auf den Eimer. Das Wasser war inzwischen rot vom Blut.

»Gehen Sie«, sagte der Bruder sanft. »Ich habe hinter dem Haus wilden Kohl gesehen. Wir müssen etwas essen.«

## **Wie es weitergeht erfährst du in »Die zweite Finsternis«.**



**Kartiertes Buch (Plan9 Verlag)**

323 Seiten

Preis 15,00 EUR [D]

ISBN: 978-3948700-39-3

**eBook ((Plan9 Verlag)**

EAN: 9783948700416

**Hörbuch (SAGA Egmont)**

Spieldauer 559 Minuten

EAN 9788728235157

Der Exoplanet Deuteragää – zweite Erde. Hier haben die Menschen eine Zivilisation aufgebaut, die von mächtigen Konzernen geleitet wird und auf dem Prinzip des Wettbewerbs basiert. Nach einem Angriff der Mantis, wolfsgroßer Rieseninsekten, strandet die Journalistin Moira mit dem Konzernsoldaten Rho in der Wüste. Zunächst ist ihr Ziel nur, zu überleben, doch dann wirft das, was sie in der Wüste findet, viele Fragen auf. Wozu trainiert ein Konzern Soldaten? Wieso haben die Mantis begonnen, die Menschen anzugreifen? Und ist die Gemeinschaft der kollektiv agierenden Insekten wohlmöglich die überlegene?

## RHO

»Das Bett ist frei«, sagte Moira, als sie ins Wohnzimmer kam. Der Wandscreen hämmerte irgendeinen Partysong und zeigte zuckende Körper in Stroboskoplicht. »Screen, Lautstärke runter!« Der Lärm reduzierte sich um ein paar Dezibel.

Nuri saß am Tisch, vor sich verstreute Gurkenchips, und schälte etwas aus einer Plastikhülle. Eine Flasche JuiceUp hatte Ringe auf der Tischplatte hinterlassen. Nuris Jacke lag über dem Sessel und ihre Schuhe mitten im Raum. Moira kickte sie zumindest neben die Tür.

Manchmal kam sie sich vor wie Nuris Mutter, dabei war sie bloß acht Jahre älter als das Partygirl mit der violetten Igelfrisur. In solchen Momenten bereute sie es, bei MediCare gekündigt zu haben. Statt als respektable Ärztin in einem Corporate Village zu residieren, musste sie sich jetzt mit den Mieten in der City von New Boston herumschlagen, und das bedeutete: Wohngemeinschaft.

Nuri warf die Verpackung in Richtung Verwerter, dessen Klappe natürlich offenstand, und verfehlte ihn. Moira bückte sich, und bevor sie die Verpackung in den Schacht fallen ließ, warf sie einen Blick auf das Etikett. Schmuckanhänger Babyschnuller. Ein Klassiker unter den Symbol-Geschenken. Sie schloss die Klappe. »Du willst es ihm also sagen?«

Nuri drehte das neonfarbene Teil zwischen den Fingern. »Ich denke, er hat ein Recht darauf.«

»Er wird dir bloß reinreden. Außerdem wolltest du es nach der Geburt doch ohnehin freigeben.«

»Im Moment denke ich jeden Tag was anderes. Vielleicht hilft es, wenn ich es mit ihm bespreche.«

Moira schnaubte. »In der alten Welt haben die Frauen dafür gekämpft, selbst über ihren Uterus entscheiden zu dürfen. Und du willst dieses Recht jetzt wieder abgeben?«

Nuri stand abrupt auf, die Faust um den Anhänger geschlossen. »Wir leben aber nicht mehr in der alten Welt, sondern auf Deuteragää. Und immerhin ist er der Vater.«

»Ganz prima. Am Ende bietest du ihm noch an, dem Kind seinen Nachnamen zu geben.«

»So ein Quatsch. Bülent ist doch kein Macho!« Nuri ging ins Schlafzimmer, aber in der Tür drehte sie sich noch einmal um. »Eine Beziehung bedeutet eben, nicht nur an sich selbst zu denken. Aber was weißt du schon davon?«

»Nimm deine Jacke mit!«, rief Moira hinter ihr her, aber da hatte sich die Tür schon geschlossen. Offenbar hielt sich Nuri jetzt für eine Beziehungsexpertin, bloß weil sie schon über sechs Monate mit dem gleichen Mann zusammen war. Was trieb Menschen nur dazu, unbedingt eine Familie gründen zu wollen? Warum halste man sich freiwillig die Verantwortung für das Glück anderer Leute auf? Eines Partners und dann noch eines Kindes? Die meisten konnten ja noch nicht einmal für das eigene Glück sorgen. Hoffentlich waren diese Stimmungsschwankungen bald vorbei. Bis zur wievielten Woche hielten die noch gleich an?

Die Zukunft sah schwarz aus. Wenn Nuri nicht abtrieb oder das Kind freigab, würden sie sich die Wohnung mit einem schreienden Baby teilen müssen. Vielleicht zog Nuri ja auch zu Bülent, und dann müsste Moira sich einen neuen Mitbewohner suchen. Oder, noch schlimmer, Bülent zog bei ihnen ein. Das Bett war zwar zu klein für ein Paar, aber er konnte ja in die Rote Phase wechseln. Dann wäre Schluss mit dem frühen Zubettgehen und dem gemütlichen Lesen zwischen den Kissen. Dann würde das Bett rund um die Uhr belegt sein. Keine Ausweichmöglichkeit mehr zwischen den acht Stunden, die jedem Bewohner zustanden.

Missmutig hielt Moira die Hand gegen den Wandscreen und der Sensor erkannte den zwischen Daumen und Zeigefinger eingepflanzten Chip. Der Screen schaltete zu den

City-News, gleichzeitig drehten sich am Fenster die Jalousien und ließen mehr Licht herein. Ein Jingle wies Moira auf eine Nachricht hin, und sie verdrehte die Augen. Ihre Mutter, die sie mit dem indischen Mammee ansprach, hatte mal wieder eine lange Filmmeldung geschickt. Seit der Scheidung von Dad hatte Mammee sich mehr und mehr in die indische Community zurückgezogen und schickte nun immer wieder ausufernde Updates über das Leben von Leuten, die Moira bloß vom Namen her kannte. Heute hatte sie wirklich keine Zeit, sich das alles anzuhören. Stattdessen überflog sie das aktuelle Ranking der e-Sport-Mannschaften, während sie sich einen Zopf flocht. Praktisch für die Reise. Das dicke, schwarze Haar war ein Erbe ihrer indischen Vorfahren, und nach ihrer Hautfarbe zu urteilen, waren darunter mehr Unberührbare als Brahmanen gewesen, worauf Moira durchaus stolz war. Es bedeutete, dass sie sich durchgebissen hatten. Sie warf sich den Zopf auf den Rücken. »Meldungen starten.«

Während sie ihre Frühstücksflocken in eine Schüssel rieseln ließ, erfuhr sie, dass DJ Hanna ihrem dritten Ehemann den Laufpass gegeben hatte, während ihre beiden anderen Mitglieder dieser Vierer-Ehe im Sci-Urlaub waren. Nic Ganby beschuldigte die Regisseurin seines letzten Filmes eines sexuellen Übergriffs, und die Kommission schrieb einen Wettbewerb für das Logo zur Hundert-Jahr-Feier der Besiedelung aus. Waren es tatsächlich nur noch zwei Jahre bis dahin? Sie sollte sich langsam überlegen, welches medizinische Thema sich für eine Reportage zu diesem Anlass eignete. Vielleicht eine geschichtliche Doku. Medizin auf Deuteragää – in hundert Jahren von der Farkin-Sepsis zum therapeutischen Chatbot. Ach, viel zu generisch. Bestimmt arbeitete schon irgendjemand an dem Thema.

Vielleicht sollte sie sich lieber auf ein allgemeines biologisches Thema verlegen. Aber welches? Nachdenklich

goss sie den Fruchtsaft über ihr Müsli. Wie mochte das gewesen sein, damals, vor hundert Jahren?

Die Entdeckung von Deuteragää hatte auf der Erde Begeisterung ausgelöst. Ein Exoplanet von annähernd Erdgröße, in nur neununddreißig Jahren Flugzeit zu erreichen und mit einer Sauerstoffatmosphäre! Leider hatte sich die Hoffnung auf eine andere intelligente Spezies nicht erfüllt. Oder vielleicht war das auch ein Glück, denn auf diese Weise konnte man schalten und walten, gestalten und ausbeuten, ohne Rücksicht zu nehmen. So, wie die Menschen es schon immer getan hatten.

»Ton aus.« Moira setzte sich auf den Schemel, der noch von Nuri angewärmt war, und während sie ihr Frühstück löffelte, folgte sie den schriftlichen Headlines am unteren Bildschirmrand. Hier liefen die Corporate News, für die sich die wenigsten interessierten, weshalb es dafür keine Filmbeiträge gab.

Vielleicht aber war es auch umgekehrt: Weil es keine Filmbeiträge gab, verminderte sich das Interesse. Eine Strategie der Konzerne, um die Aufmerksamkeit zu senken, insbesondere wenn sie etwas aus gesetzlichen Gründen veröffentlichen mussten.

Viel Neues gab es allerdings nicht. S-Trans kündigte ein Nachfolgemodell des P36 an. Dabei liefen die alten Scooter einwandfrei. Trotzdem würde vermutlich in einem halben Jahr keiner mehr auf den Straßen zu sehen sein. Auch gut. Die Scooter würden wenigstens wieder nach neuem Plastik riechen, und nicht nach dieser Mischung aus Hasch, Kotze und billigem Reinigungsmittel.

Dann kam eine kurze Meldung, nur vier Worte lang: Mantis Angriff in Breinen.

»Stopp«, sagte Moira. Bildschirm und Laufband froren ein. »Headlines! Nach links!« Die Buchstaben der Angriffsmeldung leuchteten. »Drilldown.«

Das frisch holo-tätowierte Hinterteil der Influencerin Ashira verschwand und machte einem kleingeschriebenen Fließtext Platz, der ohne Absätze auskam. »Vergrößern!«

Der Bildschirm gehorchte und Moira überflog die Meldung. Ein Dorf am Rand der Wüste war von nicht einmal hundert Mantis angegriffen worden. Glücklicherweise waren Mitarbeiter der MinerVa Inc., die in der Nähe eine Kupfermine betrieb, rechtzeitig vor Ort gewesen und hatten die meisten Bewohner evakuieren können.

Immer waren es Mitarbeiter von MinerVa, die frühzeitig von den Angriffen erfuhren und zur Rettung eilten. Als Deuteragäas größter Rohstofflieferant hatte MinerVa eine Menge von Minen, Bohrtürmen und Stationen überall auf dem Planeten verteilt. Das erklärte es wohl.

Nur achtzehn Tote waren zu beklagen, welche die Mantis vermutlich in Einzelteilen fortgetragen hatten, um ihre Brut damit zu füttern. Noch immer war unklar, was diese Angriffe der Wüstentiere auslöste. Inzwischen ging das seit fast zehn Jahren so, und die Angriffe auf die kleinen Wüstensiedlungen schafften es nicht einmal mehr in die Filmberichte der Nachrichtensender. Irgendwie misstraute Moira den offiziellen Erklärungen, dass die Mantis die Menschen als Beutetiere betrachteten. Warum hatten sie sie dann acht Jahrzehnte lang in Ruhe gelassen? Und überhaupt, warum räucherte man ihre Bauten in der Wüste nicht einfach aus? Zumindest jene, die so nah an der Dämmerungszone lagen, dass sie die äußeren Dörfer gefährdeten?

Ein Summton und das Pop-up auf dem Screen erinnerten Moira daran, dass es Zeit wurde, aufzubrechen. Sie räumte ihre Schüssel in den Washer, ließ Chips und JuiceUp stehen und rollte ihren Koffer aus der Ecke, wo sie ihn vor dem Schlafengehen postiert hatte. »Screen aus, Lift rufen.«

Die Wohnungstür öffnete sich direkt in den Aufzug, der sie unten auf die Straße entließ. Sie hätte sich einen Scooter rufen

können, aber trotz Koffer lief sie lieber die zehn Minuten bis zur nächsten Hauptstraße, wo es einen Ladeplatz gab. Wie alle Alleen in New Boston war auch diese so ausgerichtet, dass sie direkt auf die Sonne zulief. Die rote Scheibe stand wie immer am Ende der Häuserflucht eine Handbreit über dem Horizont. Einen Tag-Nacht-Rhythmus gab es nicht auf Deuteragää, das in gebundener Rotation seiner Sonne immer die gleiche Seite zuwandte.

Moira reihte sich an ihrem üblichen Kaffeestand in die Schlange ein und genoss während des Wartens das Licht und die Wärme auf ihrem Gesicht. Sie verbrachte wirklich zu viel Zeit in geschlossenen Räumen, und viel zu selten würdigte sie den Anblick der Hauptstraße mit ihrer Allee aus türkis belaubten Arobabäumen. Eigentlich liebte sie die City mit ihrem prallen Leben und ihrer bunten Vielfalt. Hier war alles so viel echter, so viel ehrlicher als in den Gated Communities der Konzerne, die es in jeder Stadt gab. Man nannte sie Villages, obwohl es natürlich keine Dörfer waren, sondern einfach durch Mauern abgegrenzte Stadtteile. Und genau wie der Name hielt das Leben dort meistens nicht, was die schöne Fassade versprach.

»Viel vor heute?«, fragte Debbie, während sie geschäftig Moiras Kaffee mixte.

»Eine Reportage über Organtransplantationen.«

»Klingt interessant. Vielleicht sollte ich mir deinen Kanal doch mal abonnieren.«

»Tu das«, sagte Moira, obwohl der wissenschaftliche Fachkanal Debbie im besten Falle langweilen würde.

Es standen noch fünf Einsitzer in den Ladestationen, und Moira spähte prüfend durch die Scheiben, um den am wenigsten versifften ausfindig zu machen. Einer mit schreiend bunter Bahi-A-Werbung schien ein guter Kandidat zu sein. Moira hielt ihre Hand vor den Scanner und die Tür entriegelte. Eine freundlich-unpersönliche Frauenstimme begrüßte sie.

»Willkommen, Doktor Chakrabarti. Wohin darf ich Sie bringen?«

»Zum Hafen, Halle B.«

Der Scooter wiederholte den Zielort und nannte den Preis. Nachdem Moira bestätigt hatte, surrte das Elektrofahzeug los. »Ladezustand bei dreiundzwanzig Prozent«, informierte sie der Scooter. »Sie werden das Fahrzeug auf der Loomotra Avenue wechseln müssen.«

»In Ordnung. Reservieren.«

»Bestätige: Reserviere Wechselfahrzeug für Rot 7:25, Loomotra Avenue. Erreichung des Endziels ‚Hafen Halle B‘ voraussichtlich um Blau 0:05.«

Moira sah auf ihren Screen am Handgelenk, der im Ruhemodus das dreifarbige Zifferblatt der Uhr zeigte – gelb, rot und blau für die drei achtstündigen Arbeitsphasen. Selbst nach fast hundert Jahren auf einem Planeten ohne Tag und Nacht, hatten sich die Menschen nicht vom 24-Stunden-Rhythmus ihrer alten Heimat verabschiedet. »Können wir schneller fahren?«

»Überschreiten der Geschwindigkeitsbeschränkung auf dieser Strecke verfügbar für dreiundsiebzig Credits.«

»Erwerben«, sagte Moira. Sie erhielt ohnehin regelmäßig Mahnmeldungen ihrer Bank, weil sie die Sparquote überschritt. Also konnte sie jetzt ruhig ein paar Credits auf den Kopf hauen und damit Strafzinsen vermeiden.

»Verstanden. Geschwindigkeit wird überschritten, neues Wechselfahrzeug reserviert. Erreichung des Endziels ‚Hafen Halle B‘ voraussichtlich um Rot 7:42.«

Das klang schon besser. Moira lehnte sich zurück und wischte über den Screen an ihrem Handgelenk, um ihn zu aktivieren. Aus dem Lautsprecher des Scooters ertönte ein Jingle. »Auf Ihrer linken Seite sehen Sie nun das Restaurant Chez Piere mit einem wunderbaren Blick über ...«

Moira stöhnte. »Werbung stumm schalten.«

»Das Stummschalten der Werbemitteilungen erhöht die Kosten der Fahrt um siebenundzwanzig-komma-drei Credits.«

»Erwerben.« Moira hatte im Moment keinen Sinn für solche Banalitäten und wollte ungestört ihren Gedanken nachhängen. Morgen würde sie Peter wiedersehen. Nach vier Monaten das erste Mal. Seit seinem Weggang hatten sie kaum miteinander gesprochen, und wenn, dann nur beruflich. Das war sicheres Terrain, ohne versteckte Vorwürfe oder verborgene Sehnsüchte. Ob das auch so bleiben würde, wenn sie erst einmal vor ihm stand, da war sich Moira auf einmal nicht mehr ganz so sicher.

Aber das war kein privater Besuch. Sie reiste für einen Bericht über seine neuen OP-Methoden an. Zumindest hatte sie das behauptet. Dass es ihr eigentlich um ganz andere Informationen ging, dass ihre Recherche Fragen zu den Organen aufgeworfen hatte, die er verpflanzte, würde sie ihm erst sagen, wenn sie beide im OP standen, und er ihr nicht mehr ausweichen konnte.

Er war nämlich verdammt gut im Ausweichen. Eine vierstündige Tube-Fahrt weit war er ihr ausgewichen, bis runter nach Green Sands. Okay, sie hatte die Beziehung selbst beendet. Was hatte er erwartet, als er plötzlich anfing von Kindern zu reden und einem gemeinsamen Leben in einem Village-Appartement? All dieses »uns« und »wir« hatte ihr die Luft zum Atmen genommen. Sie hatte Abstand gebraucht. Aber hatte er deswegen gleich eine neue Stellung so weit auf der Tagseite annehmen müssen, direkt am Wüstenrand? Er hatte gesagt, es sei eine großartige Karrierechance, und die Menschen im Morgen hätten schließlich auch ein Recht auf medizinische Versorgung. Ja, klar. Manchmal dachte sie, dass er sie damit hatte bestrafen wollen. Oder vielleicht sich selbst. Warum mussten Menschen nur so kompliziert sein?

\*\*\*

Keith hatte natürlich einen Schlüssel, aber er wusste nicht einmal mehr, wo er ihn hingelegt hatte. Diese Villa hatte schon lange aufgehört, ein Zuhause zu sein. Seit damals, als Phil es für immer verlassen hatte.

Auf sein Läuten hin öffnete ein Hausmädchen und knickste. »Willkommen, Mister Kendrick.«

War das dieselbe wie beim letzten Mal? Keith war sich nicht sicher. Trotzdem sagte er: »Danke, Silvia.« In diesem Haus hießen Hausmädchen Silvia. Das stand so in ihrem Arbeitsvertrag. »Ist er im Garten?«

»Nein, Mister Kendrick erwartet Sie auf der Dachterrasse.«

Wie alle Räume war auch die Eingangshalle lichtdurchflutet. Die großen Fenster und das Dach waren natürlich aus Spiegelglas, um den Papparazzi-Drohnen keine Einblicke zu gewähren. In der Ecke standen ein paar Kisten. Ein fremder Anblick in der durchgestylten, immer ordentlichen Villa.

Keith hob einen Deckel an und zog den erstbesten Gegenstand heraus. Ein kitschig verschnörkelter E-Bilderrahmen. Er hatte früher auf der Kommode in Mutters Schlafzimmer gestanden.

»Ihr Vater hat einige Dinge aussortiert. Das geht an die City-Shelter, sobald alle Geräte gewiped wurden.«

Probehalber betätigte Keith den Schalter an der Rückseite. Tatsächlich hatte der Rahmen noch Strom, stieg wahllos irgendwo in der Endlosschleife von Filmsequenzen ein. Zwei Jungen – Phil und er selbst – fein gemacht für irgendeine Veranstaltung. Oper? Firmenfeier? Phil, der die Augen verdrehte. Statt eines Smokings hatte er unbedingt die rote Jacke tragen wollen. Er hatte immer etwas Besonderes sein wollen.

Keith schaltete das Gerät aus und steckte es zurück in die Kiste. Dabei fiel sein Blick auf eine durchsichtige Schachtel

mit Schachfiguren. Schach. Vater hatte zwischen seinen Söhnen alles zu einem Wettkampf gemacht. Schulnoten, Sport, Benimmregeln. Schach war einer davon, und er wurde stets in Vaters Arbeitszimmer ausgetragen. Verbissen hatte Keith gegen Phil gekämpft, hatte unter Vaters Augen Niederlage um Niederlage kassiert, bis zu jenem denkwürdigen Tag. Phil war elf gewesen, er selbst gerade einmal acht, und trotzdem hatte er den älteren Bruder in die Falle gelockt. Oh, sie war perfekt aufgebaut. Phil bemerkte sie nicht, bis sie zuschnappte. Als sie ihm klar wurde, starrte er mit offenem Mund auf das Brett. Er wollte aufgeben, die Niederlage eingestehen, aber Vater stand vom Schreibtisch auf und verlangte, dass bis zum Ende gespielt wurde. »Ein Kendrick gibt nicht auf. Und wenn dir verlieren zu wehtut, dann musst du eben gewinnen.« Und Keith sorgte dafür, dass es wehtat, kostete seinen Sieg aus, räumte unter Vaters Blicken eine Figur nach der anderen ab und trieb den schwarzen König erbarmungslos über das Spielfeld. So stolz, so selbstzufrieden sonnte er sich in Vaters Anerkennung. Er bemerkte nicht, was es Phil antat. Vielleicht wollte er es nicht bemerken. Bis Phil den weißen König packte und ihn mit solcher Wucht auf das Brett schlug, dass er zerbrach.

Keith öffnete die Schachtel. Tatsächlich, da war der weiße König. Das Kreuz auf der Spitze saß schief. Vater hatte die Figur geklebt und im Arbeitszimmer wie einen Pokal aufs Regal gestellt. Phil hatte danach nie wieder Schach gespielt. Wenn er jetzt daran dachte –vielleicht war das der Anfang gewesen. Danach hatte Phil sich verändert.

»Kann ich Ihnen etwas zu trinken hochbringen?«, fragte Sylvia.

Keith blickte auf. »Einen Gin Tonic, danke.« Den weißen König steckte er in die Hosentasche.

Wenn man auf die Terrasse trat, war der erste Eindruck der Eiffelturm, dessen Spitze malerisch in die rote Glutscheibe der

Sonne hineinragte. Natürlich war dieser Turm um einiges größer als das Original auf der Erde.

Unter Keith und bis zur French Bay dehnte sich das MinerVa-Village von Parisneuve aus. Saubere, weiße Häuser, durchgeplante Straßen, Grünflächen, Freizeitanlagen, die Firmen-Uni, Shopping-Malls. Seit Anbeginn der Zeit hatte der Mensch die Welt seinen Bedürfnissen angepasst, und endlich war es ihm gelungen, eine ideale Welt zu erschaffen. Sicherheit, Bequemlichkeit, aber auch Herausforderungen und jede Möglichkeit, sich zu entfalten, alles war im idealen Maß vorhanden, alles verfügbar.

Doch diese Welt reichte nur bis zu der weißen Mauer links von ihm. Dahinter lauerte die City, von vielen schönfärbend ‚Altstadt‘ genannt. Für Keith war es der Moloch. Das Drecksloch, in dem sich der Abschaum der Gesellschaft sammelte. Die Loser, die Drogenabhängigen, diejenigen, die nicht wussten, was sie wollten. Unzufrieden mit allem, ohne Richtung und Ziel, die alles und jeden um sich herum vergifteten.

Was willst du eigentlich, Phil? Willst du diese Familie zerstören? Willst du, dass Mom einen Nervenzusammenbruch hat?

Ich weiß nicht, was ich will, verdammt! Ich weiß es nicht! Wenn ich es wüsste, wäre ich der glücklichste Mensch auf der Welt.

Das mit Mom hatte Phil tatsächlich hinbekommen. In irgendeinem Slum in der City von Parisneuve hatte Phil sich mit einer Überdosis selbst erledigt, und weil er seinen Bürgerchip gelöscht hatte, musste ihn jemand identifizieren. Als der Pathologe Phil das Tuch vom Gesicht zog, brach Mutter zusammen.

Keith hatte seinen Bruder in dem ausgemergelten, schmutzigen Körper kaum wiedererkannt. Mutter schon.

Kaum ein halbes Jahr später hatte sie sich selbst das Leben genommen.

Keith atmete tief ein. Es waren immer die gleichen Erinnerungen, die dieser Ort auslöste. Er wandte sich ab von dem Ausblick über Parisneuve, den manche Menschen als grandios bezeichnet hätten. Vater fand ihn bloß angemessen.

Kendrick Senior repräsentierte die MinerVa Inc. seit dreißig Jahren im Konzernrat. Jetzt saß er in einem Liegestuhl, neben sich eine Sauerstoffflasche, von der ein dünner Schlauch zu seiner Nase verlief. Er las. Einen Konzernbericht oder ein Fachblatt. Über diesen Screen war noch nie ein Roman oder auch nur ein Film geflimmert. Noch so ein fundamentaler Dissens zwischen ihm und Phil.

»Wie geht es dir, Dad?«

Jetzt erst blickte der Senior hoch. Die Bewegung verursachte ein Zischen des Atemschlauchs. »Wenn es dich interessiert«, er holte rasselnd Luft, »lass ich dir von Dr. Paul den Befund schicken.« Ungeduldig wies er auf einen bereitstehenden Stuhl.

Keith setzte sich. »Du klingst nicht gut.« Die OP brachte immer Erleichterung. Offiziell wurde ihm die Lunge ausgepumpt. Hinterher war Vater für zwei, drei Jahre wieder ganz der Alte. Niemand bei MinerVa hatte den CEO jemals so gesehen, wie er jetzt hier saß, keuchend und mit einem Sauerstoffschlauch unter der Nase. »Können die die OP nicht vorziehen?«

Der Senior winkte unwillig ab. »Die Aktionärsversammlung.«

Natürlich. Um nichts in der Welt hätte Vater die verpasst, auch wenn er nur virtuell dabei sein konnte. Aber nach der OP würde er eine Weile nicht einsatzfähig sein. Darum hatte er sie auf den Tag nach der Aktionärsversammlung gelegt.

»Wie oft, denkst du, können sie das noch durchziehen?«

»Unwichtig. Du hast von Breinen gehört?«

»Natürlich.« Der zweite Angriff in diesem Monat. Das war eine ziemliche Steigerung der Frequenz.

»Du musst nach Noshades.« Wieder ein mühsamer Atemzug. »Wie umgehen die Mantis ... unser System?«

Solche Gespräche mit Noshades würde Vater niemals einem Videocall anvertrauen, da war er geradezu paranoid. Trotzdem war das ein Novum. »Du schickst mich allein nach Noshades?«

»Dr. Paul verbietet mir das Reisen, und damit«, Vater hob den Schlauch, »habe ich kaum den notwendigen Nachdruck.«

Leith lächelte. Das würde Helen Nakamura gar nicht gefallen. Bei der letzten Sitzung des Boards hatte sie festgestellt, dass MinerVa weder ein Familienclan noch eine Erbmonarchie sei. Das würde sich allerdings noch zeigen. Er schob die Finger in die Hosentasche und spürte die glatte Rundung des weißen Königs. Konkurrenz machte ihn nur stärker.

Noshades war nicht nur das Lieblingsprojekt des CEO. Diese abgelegene Niederlassung in der Wüste entwickelte sich mehr und mehr zu einer der profitabelsten Abteilungen des Konzerns – und genau deswegen war sie auch eine der geheimsten. Nicht einmal die anderen Executive Officers wussten genaueres darüber. Der Leiter von Noshades unterstand direkt und ausschließlich Kendrick Senior, und der teilte seine Informationen nur mit seinem Sohn.

Vater nickte. »Außerdem musst du Trakev zügeln. Er darf die Einheiten nicht in Siedlungen schicken.«

»Unsere Einheiten sind die einzigen, die mit den Mantis umgehen können.«

»Eigenschutz ist Sache der Siedlungen.«

»Keine der privaten Sicherheitsfirmen kann mit unserem Equipment aufwarten.«

Vater schlug auf die Armlehne. »Dann sollen sie uns bezahlen!«

Ein Kaff wie Breinen würde dafür kaum die erforderlichen Mittel aufbringen können. Die konzernfreien Siedlungen waren ständig in Geldnöten.

Vater musterte ihn scharf. »Haben wir uns verstanden?«  
»Klar, Dad. Ich kümmere mich darum.«

\*\*\*

Moira hatte sich für die Tube entschieden. Mit mehreren Hundert km/h durch eine Vakuum-Röhre geschossen zu werden klang zwar nicht wesentlich sicherer als ein Flug, aber in Zeiten von fliegenden Riesen-Insekten war man tief unter der Erde doch besser aufgehoben als am Himmel. Zumindest, wenn man nahe der Tagseite landen wollte. Niemand konnte sagen, wann die Mantis schwärmten. Auf Deuteragää gab es keine Jahreszeiten.

Sie hob ihren Koffer in die Gepäckhalterung, setzte sich und schaute missmutig auf den Screen in der Lehne des Vordersitzes. Man hatte die Wahl, für die Screennutzung zu zahlen, oder die Werbung über sich ergehen zu lassen, die auch noch völlig asynchron zum Screen am Nachbarsitz verlief. Schrecklich.

Ihr Armbandscreen summte. Kein Anruf, sondern bloß eine Movie-Message von der strahlenden Nuri.

»Bülent zieht bei uns ein und belegt die Rote Phase. Das ist doch okay für dich? Ich bin so glücklich!« Herzchen schwebten ins Bild und zerplatzten zu Glitzersternchen.

Na großartig. Ein voll belegtes Bett und dazu noch ein schreiendes Baby. Vielleicht sollte sie die Wohnung gleich ganz dem glücklichen Paar überlassen und sich etwas anderes suchen. Sie musste ja nicht in New-Boston bleiben. Als Journalistin war sie ohnehin viel unterwegs und konnte praktisch von überall arbeiten.

Zum Beispiel von Green Sands aus. Wo Peter wohnte.

Ach verdammt, es war ein Fehler gewesen, sich im Scooter alte Fotos anzuschauen. Ein paar gemeinsame Tage, die alten Zeiten ein wenig aufleben lassen, war okay, aber eine gemeinsame Zukunft hatten sie sicherlich nicht.

Sie seufzte und legte ihre Hand nun doch auf den Screen. Es war besser, noch einmal ihre Recherchen durchzugehen.

Es hatte unscheinbar angefangen: Mit dem Rückgang der MediCare-Umsätze in verschiedenen Bereichen, etwa der Dialyse. Seltsam genug, denn Dialyse-Patienten stellten ihre Behandlung nicht einfach ein, und Nierenleiden waren eine der neuen Zivilisationskrankheiten.

Bei der Suche nach den Gründen war Moira auf eine erstaunlich gestiegene Anzahl von Nierentransplantationen gestoßen. Und nicht nur Nieren waren häufiger gespendet worden. Auch Leber, Herz, Lunge, im Grunde alle wichtigen Organe – und auch einige weniger wichtige.

Unwahrscheinlich, dass es plötzlich so viel mehr Organspender gab. Moiras Verdacht war Bahi-A Inc. Der gesunkene Fleischpreis sprach dafür, dass der Lebensmittelkonzern die alte Technik, Muskelgewebe in Nährlösung wachsen zu lassen, endlich kosteneffizient gemacht hatte. Bahi-A wollte damit wohl in den medizinischen Bereich expandieren. Blieb die Frage, warum Bahi-A ein Geheimnis daraus machte, statt offensiv damit zu werben. Waren die künstlichen Organe etwa noch nicht ausgereift? Wurden hier Patienten ohne ihr Wissen als Versuchsobjekte missbraucht? Oder war die Herkunft der Proteingerüste fraglich, die unabdingbar waren, um ein so kompliziertes Organ wie eine Niere wachsen zu lassen? Vielleicht konnte Peter Licht in die Sache bringen. Er musste doch wissen, woher die Organe kamen, die er verpflanzte.

Mit Hilfe des Screens vergingen die vier Stunden Fahrt erstaunlich schnell, und im Hafen von Green Sands ließ Moira sich im Strom der Menschen zu den Ausgängen treiben. Es

ging auf die Phase Blau zu, und wer jetzt nicht bald auf seinem Arbeitsplatz war, bekam Probleme. Nachholen ließ sich die verlorene Zeit ja nicht, wenn die Kollegen der Phase Gelb ihrerseits pünktlich eintrafen und die Werkbänke beanspruchten. Als Corporate Citizen war man eben ein Zahnrad im Getriebe, das sich perfekt in das Räderwerk einpassen musste. Flexibilität war Luxus – ein Vorteil der Arbeit als freie Journalistin.

Allerdings endete er an der Wohnungstür. Die drei Phasen definierten die Arbeitsschichten. Über die Schlafphasen musste man sich mit seinen Mitbewohnern einigen. Wurde das Bett jeweils eine Stunde vor Phasenbeginn gewechselt? Anderthalb Stunden? Zwei? Wer das Bett mit zwei anderen, also rund um die Uhr teilte, bekam selten mehr als sieben Stunden Schlaf. Entsetzlich. Wenn Bülent tatsächlich bei ihnen einzog, würde sie das auf die Dauer nur mit intravenösem Koffein durchstehen.

Sie folgte den Menschen durch eine Automattür nach draußen – und lief gegen eine Wand aus Hitze. Auch das Licht in Green Sands war völlig anders als in New Boston. Nicht nur intensiver, sondern auch gelber, obwohl die Sonne von Deuteragää ein roter Zwerg war. Auf der Abendseite des Himmels war nicht ein einziger Stern zu sehen. Erstaunlich, was vier Stunden Fahrt durch eine Vakuum-Röhre ausmachten.

Auch in Green Sands betrieb S-Trans die Scooter. Moira nahm einen davon, und er entließ sie vor einem Gebäude, das eindeutig noch aus der Erstbebauung stammte. Unter dem bröckelnden Putz lugte grünsandiger Beton hervor.

Es gab natürlich ein Hotel im Corporate Village in Green Sands, und Peter hatte ihr angeboten, sie als offiziellen MediCare-Gast dort einbuchen zu lassen. Doch Moira hatte sich für eine kleine Pension in der Stadt entschieden. Sie lag nahe am Zentralkrankenhaus, das als mächtiger Klotz zwei

Blocks in Richtung Abend auftragte. Dorthin würde sie morgen sogar laufen können.

Sie zog ihren Rollkoffer aus der drückenden Wärme der Wüstenstadt in einen kaum gekühlten Eingangsbereich. Hinter dem Empfangstresen saß ein junger Mann in einem Korbsessel und las ein Buch. Ein richtiges Buch, Tinte auf Papier gedruckt. Er schaute auf, legte das Buch zur Seite, und als er aufstand, knisterte der Korbsessel anheimelnd.

»Ms. Chakrabarti?«

»Sie können gern Moira sagen.«

»Ich bin Taehjung. Willkommen im Hotel Alice.« Er berührte den Screen auf dem Tresen und dessen Licht flammte auf.

Moira schmunzelte. »Ich dachte, Sie sind Screen-Allergiker.«

»Wie?« Er blickte hoch. »Ach so.« Er warf einen Seitenblick auf das Buch. »Ich vergesse nur immer, meinen aufzuladen. Außerdem mag ich den Geruch.«

»Papier hat einen Geruch?«

»Alte Bücher schon. Nach Staub, Holz und Druckerschwärze.«

Irgendwie fand sie das sympathisch.

»Ich habe schon alles vorbereitet.« Er drehte ihr den Screen zu. Moira prüfte die Angaben. Name, Adresse, Bürgernummer und Betrag. Dann fiel ihr Blick auf den Daumenscanner. Ziemlich altmodisch, eine vollgültige Unterschrift für einen simplen Bezahlvorgang zu verlangen, aber das passte zum Ambiente. Sie legte den Daumen auf das Feld, bis der Screen anzeigte, dass er alle Daten hatte: den Daumenabdruck und die Information aus dem in ihrer Hand implementierten Chip.

»Die Rechnung wird Ihnen elektronisch zugeschickt.« Taehjung zog einen Duplicator unter dem Tresen hervor. »Dann würde ich jetzt den Schlüssel aufladen. Sie haben Zimmer sieben.«

»Ich dachte ja, ich bekomme so einen.« Sie zeigte auf das Bord hinter ihm, wo an goldenen Haken Schlüssel mit klobigen Anhängern hingen.

Er lächelte. »Die sind nur noch Deko, eine Erinnerung an meine Urgroßmutter.«

»Ich nehme an, sie war Alice?«

»Ja, genau.« Er tippte An- und Abreisedatum ein und schob ihr den Duplicator hin, damit sie ihre Hand darauf legen konnte. »Der Schlüssel löscht sich automatisch um Rot vier an Ihrem Abreisetag. Bis dahin das Zimmer bitte räumen.« Er lächelte entschuldigend. »Leider haben wir keinen Aufzug, aber ich kann Ihren Koffer gern hochtragen.«

»Das schaffe ich schon, danke.«

Die Treppenstufen waren aus Holz und knarzten. In jedem Stock gab es vier Zimmer, ihres lag im zweiten. Sie legte die Hand auf die Klinke und ein grünes Licht zeigte die Entriegelung an.

Es roch nach altem Holz und frischer Wäsche. Gegen die Sonne waren die Außenjalousien herabgelassen. Das Dämmerlicht und kleine, liebevolle Details machten das Zimmer heimelig. Eine echte Blume in einer Vase auf dem Tisch, zwei bunt gesprenkelte Gläser neben der Wasserflasche, ein Aquarell an der Wand. Kein Standard-Druck, ein richtiges Aquarell. Vermutlich das Hobby eines Familienmitgliedes.

Mit einem Lächeln dachte sie daran, wie viel unpersönlicher ein Village-Hotel gewesen wäre. Viel mehr Luxus, aber zweckmäßig, unaufdringlich und glatt. Dort hätte das Zimmer nach der voreingestellten Duftvariante gerochen. Bevorzugen Sie Pinetree, Oceanbreeze oder Meadow? – Ich hätte gerne Holz und Wäsche, Dankeschön.

Sie räumte ihre Sachen ins Bad, stellte die Zahnbürste auf das Ladegerät, dann fiel ihr die Kondompackung in die Hand. Seit der Trennung von Peter war sie nicht mehr zum Termin für die Spritze gegangen. Falls sie beide also morgen die

Erinnerung an alte Zeiten aufleben lassen wollten, würde die Verhütung in seiner Verantwortung liegen. Sie nahm ein Kondom mit ins Zimmer und schob es in ihre Handtasche. Sicher ist sicher. Auf dem Bett lag der Koffer aufgeklappt, darin der schwarze Balconette-BH samt Höschen, an dem noch das Preisschild hing. Sie seufzte. Was tat sie hier eigentlich? Wusste sie, was sie wollte?

Ja. Sie wollte wissen, woher die Organe kamen, die Peter seinen Patienten einpflanzte. Aber hatte sie tatsächlich vor, Sex zu verwenden, um es zu erfahren? Nein, der Sex war nur ... eine private Hoffnung. Eine Erinnerung. Er hatte rein gar nichts mit ihrer Recherche zu tun.

Andererseits, wenn er half ...

Sie sah zum Spiegel neben dem Schrank und zwinkerte sich zu. Warum nicht das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden?

(...)

Sobald sie den Vorraum zum OP betraten, straffte sich Peter. Jetzt war er ganz Arzt. Moira schaltete das Video an und zog den Mundschutz über, während Peter sich in der Ecke die Hände schrubbte und die Handschuhe überziehen ließ. Der Patient, ein dicklicher Mann um die vierzig, war noch wach.

»Sind Sie die Reporterin?«

Moira trat an den Tisch. »Genau, Mister Giniakis, mein Name ist Moira Chakrabarti. Vielen Dank, dass Sie Ihr Einverständnis für die Aufnahmen gegeben haben.«

Er grinste. »Meine fünf Minuten Ruhm, nicht wahr?«

»Ihr Gesicht wird leider gar nicht zu sehen sein.«

»Das ist auch nicht das Fotogenste an mir.« Er klatschte mit beiden Händen fröhlich auf seinen haarigen Bauch, der dabei in wellenartige Bewegung geriet. Moira musste grinsen.

»Stillhalten«, forderte die Schwester trocken und spritzte das Sedativum in den Schlauch. »Und jetzt zählen Sie mal.«

Er kam bis vier.

Dann wurde alles sehr routiniert und Moira trat an die Wand zurück, um nicht im Weg zu stehen. Erstaunlich, wie vertraut das alles sofort wieder war. Der Geruch nach Desinfektionsmittel, das Piepsen der Geräte, die ruhigen, knappen Anweisungen. So vertraut, dass sie unwillkürlich unter den OP-Masken nach bekannten Gesichtern suchte. Einer der Assistenten zwinkerte ihr zu, aber erst, als er eine grün gefärbte Locke unter seiner Haube hervorzupfte, erkannte Moira ihn. Richtig. Mikael hatte sich zusammen mit seinem Chef versetzen lassen. Ein guter Karriereschritt, aber sie hatte auch schon immer den Verdacht gehabt, dass Mikael in den smarten Chirurgen verschossen war. Nun, inzwischen war der Weg ja frei. Sie nickte ihm zu.

»Keine Flirtereien im OP«, sagte Peter trocken. »Mikael, Konzentration bitte. Ich setze jetzt den ersten Schnitt für das Laparoskop.«

Der Kühlbehälter mit der neuen Niere stand schon bereit. Er war tatsächlich nicht in den Farben von Bahi-A gehalten. Der Lebensmittelkonzern hatte ein kräftiges Rot zu seinem Kennzeichen gemacht, dieser Behälter aber war wollweiß mit einem strahlend blauen Deckel. Er trug keinerlei Emblem. Das war merkwürdig. Warum schrieb eine Firma ihren Namen nicht auf ihre Produkte? Auf Produkte, die Leben retteten? Welche bessere Werbung könnte es geben?

Nun, da alle fünf Beteiligten ihre Plätze eingenommen hatten, trat Moira wieder näher. »Doktor Sanchez, würden Sie uns bitte genau erklären, was Sie hier tun?«

»Gern. Wie Ihre Zuschauer sicher wissen, basiert minimalinvasive Chirurgie auf der Grundidee, dass wir den Patienten nicht wie ein Buch aufklappen müssen, um an die Niere zu gelangen.«

In seiner launigen Art kommentierte Peter jeden seiner Handgriffe und Moira sah durch die beidseitigen Kameras das Geschehen in übernatürlich deutlichem 3D, das sie nach Belieben heranzoomen konnte. Debbie vom Kaffeestand würde diese Bilder nicht genießen, aber für sie – und die Abonnenten des Kanals H&S – war es hochinteressant. Natürlich war die Laparoskopie, also das Einführen einer Kamera in den Bauchraum, keine neue Methode. So hatten Ärzte schon auf der Erde operiert. Aber der Austausch eines ganzen Organes auf diese Weise war eben doch eine filigrane Fisselarbeit.

»Das Geheimnis liegt darin, wie man die Schnitte setzt«, erklärte Peter, »und an der Roboterassistenz, deren Software ich selbst mitentwickelt habe. Mbeni?«

»Bin schon dabei.« Ein mechanischer Arm senkte sich von oben auf den OP-Tisch herab.

Plötzlich flackerten alle Lampen. Auch der Bildschirm, der das Innere der Bauchhöhle des Patienten zeigte, fiel kurz aus und erholte sich flimmernd. Alle blickten sich besorgt um.

»Passiert sowas öfter?«, fragte Moira.

»Eigentlich nicht.« Peter konzentrierte sich wieder auf den Patienten, doch nach kurzer Zeit flackerte das Licht erneut. Enerviert blickte er auf. »Mikael, schau doch mal, was da los ist. Moira, übernimmst du die Beatmungskontrolle?«

»Natürlich.« Sie nahm Mikael's Platz ein, von wo aus sie ein waches Auge auf die Herz-Lungen-Maschine hatte.

Peter nickte ihr zu und an seinen Augen erkannte sie, dass er unter der Maske lächelte. »Womöglich wird deine langweilige Medizin-Reportage doch noch spannend.«

Wieder flackerte das Licht, und diesmal erschien es Moira, als habe sie so etwas wie eine Detonation gehört. Sie hielt den Handbeatmungsbeutel schon in der Hand, doch die Maschine hatte eine eigene Stromsicherung und den kurzen Ausfall gut weggesteckt. Himmel, was war da draußen bloß los? Moira

blickte sich um, aber in dem fensterlosen Raum gab es keinerlei Antworten.

Mbeni schaute auf. »Sollen wir abbrechen?«

»Und den Mann ohne Niere nach Hause schicken? Wir sind schon zu weit. Alles klar auf deiner Seite?«

Mbeni nickte. »Ich bin soweit.«

»Dann hinein damit.«

Peters Anweisungen waren jetzt knapp und spärlich. Jeder im Team wusste, was er zu tun hatte. Es schien Moira, als arbeiteten alle schneller. Dann dröhnte tatsächlich eine Explosion und ließ die Instrumente auf den metallenen Tablett klirren. Wieder sah Moira sich um. Warum kam niemand und sagte ihnen, was los war?

»Stirn!«, sagte Peter.

Moira tupfte ihm den Schweiß von den Brauen.

Plötzlich stand Mikael in der Tür. »Mantis«, keuchte er. »Sie greifen Green Sands an. Das Krankenhaus wird evakuiert.«

Mantis? Eine Stadt von der Größe Green Sands? Unmöglich.

Ein erneuter Einschlag ließ den OP-Tisch beben und Peter musste Mbenis Aufmerksamkeit mit einem scharfen Befehl zurück auf den Patienten zwingen. »Reiß dich zusammen. Wir können den Patienten nicht einfach ein paar Stunden auf Eis legen. Mikael, auf deinen Posten.«

»Nein, Chef.« Mikael's Stimme war schrill vor Panik. »Das sind tausende. Der Himmel ist schwarz von ihnen.«

»Mikael!«

Doch der junge Mann war schon weg und eine der Schwestern schloss sich ihm an. Im ersten Moment wollte Moira ihnen folgen, sich in Sicherheit bringen, oder zumindest herausfinden, was los war, doch dann fluchte Peter und Moira kämpfte den Impuls nieder. Ruhe bewahren. Auf die Aufgabe konzentrieren. Sie klappte die Kamerabritte zusammen und

steckte sie in die Kitteltasche, wollte es zumindest, aber musste es noch einmal versuchen, weil ihre Finger zu sehr zitterten. »Ich übernehme.«

»Danke.«

Die Explosionen gingen weiter, aber offenbar hatte das Krankenhaus jetzt auf die Notversorgung umgestellt und es gab keine Stromfluktuationen mehr. Moira assistierte und bemühte sich, jeden Gedanken nur auf Mister Giniakis und ihre Aufgabe zu richten. Tatsächlich verblassten die Geräusche des Angriffes, bis sie schließlich nicht einmal mehr den Lärm der Explosionen wahrnahm. Ihre Selbstdisziplin war ein Schutz vor der Angst, mehr feige Flucht als mutiger Einsatz, doch immerhin wirkte es.

Schließlich nickte Peter Mbeni zu. »Du kannst jetzt vernähen.« Und zu Moira sagte er: »Stell die Grundversorgung zusammen. Ich nehme an, dass wir ihn transportieren müssen.«

Das Personal hatte sich weiter verringert. Außer Moira waren nur noch Peter und Mbeni im Operationssaal. Mbeni schloss die Wunde und Peter unterstützte sie mit einem gelegentlichen Handgriff. Wie sinnlos das alles war. Mister Giniakis war nicht transportfähig. Er würde sterben. Ob er verheiratet war? Ob er Kinder hatte?

Mit einem Knall sprang die Tür auf und Moira fuhr zusammen. Ein Mann mit Helm und in Kampfmontur betrat den Raum, eine Schusswaffe im Anschlag. Soldat, dachte Moira unwillkürlich. Aber der Mann trug auf der Brust nicht das Emblem einer Sicherheitsfirma, sondern den gefiederten Helm der MinerVa Inc.. Doch das war sicherlich kein Minenarbeiter. In dieser Montur und mit dem schwarzen Helm, der sein Gesicht verdeckte, wirkte der Mann wie aus einem Combat-Game entsprungen.

»Dies ist ein steriler Raum!«, fuhr Peter den Mann an.  
»Raus mit Ihnen!«

Der Mann, eben noch in vorsichtig-lauernder Stellung, nahm Haltung an. »Sir! Wir haben Befehl, dieses Gebäude zu evakuieren, Sir!«

Warum bloß brachte man Soldaten bei, ausschließlich brüllend zu kommunizieren? Peter wies auf Giniakis, der inzwischen vollständig vernäht war, und brüllte ebenfalls. »Wir brauchen einen Krankentransport!«

»Nottransporter stehen auf dem Dach bereit, Sir! Folgen Sie mir!«

Zusammen hoben sie den Patienten auf die Rolltrage, zurrten ihn fest und schoben ihn durch die Gänge des Krankenhauses, durch das Menschen in wildem Durcheinander strömten. An den Abzweigungen und Treppenhäusern dirigierte gesichtslos behelmte Soldaten die Menschenströme.

Über allem lag ein seltsamer Ton, ein tiefes Brummen, das alles zu durchdringen schien und tief in ihrem Inneren vibrierte. Am ersten Fenster, das sie passierten, blieb Moira stehen.

Green Sands stand in Flammen. Hier, außerhalb der schützenden Wände des OPs, war der Lärm erschreckend. Detonationen grollten in der Ferne, viel näher peitschten Gewehrsalven, Menschen schrien. Waren die Mantis tatsächlich schon so nah? Sie hatte diesen Insekten, die groß wie Doggen sein sollten, noch nie gegenübergestanden. Was konnte sie nur tun? Nichts. Gar nichts. Nur weglaufen, aber wohin? Diese Dinger konnten fliegen!

»Wie viel Zeit haben wir?«

Statt einer Antwort wies der Soldat aus dem Fenster. Nicht auf die Stadt hinunter, sondern hinauf in den violetten Himmel. »Gar keine.«

Es sah aus wie eine Gewitterwolke, aber es war ein Schwarm. Die synchronen Bewegungen hunderter Tiere ließ sie wie einen einzigen, gewaltigen Organismus wirken. Einen

Moment starrte Moira auf das Schauspiel, hielt sich fest an dieser Schönheit, die den Schrecken für einen winzigen Augenblick verdrängen konnte.

»Kommen Sie, Ma'am.«

Der Soldat ging, aber Moira blieb. Als würde der Schrecken nicht weitergehen, wenn sie selbst einfach nicht weiterging. Als könne sie die Mantis durch ihr Beobachten bannen.

Beobachten. Sie war Reporterin. Das war es, was sie tun konnte.

Ihre Finger zitterten immer noch, als sie die Kamerabrille wieder hervorholte, doch jetzt war da dieses Gefühl der Entschlossenheit. Auf ihrem Handscreen wählte sie Judith an, während sie gleichzeitig die Brille aufsetzte. Auf Judith war Verlass, innerhalb von Minuten erschien ihr überschminktes Gesicht mit dem einseitigen Monokel-Screen, den Judith wohl ununterbrochen trug. Mit einer gezierten Geste schob sie sich eine strahlend blaue Haarlocke hinter das Ohr.

»Schätzchen, was gibt's?«

»Geh in meine Lagoon. Ich bin in Green Sands, und wir werden von Mantis angegriffen. Ich streame meine Beobachtungen live.«

»Ach du heiliger Hüpfen! Ich seh's! Die Sender werden sich drum reißen. Ich hol dir den besten Preis raus, versprochen, aber geh bloß keine Risiken ein, hörst du?«

»Mach ich nicht. Bis dann!«

»Küsschen, mein Schatz! Und pass auf dich auf!«

Judith gehörte zu den besten Medienbrokern der Branche und Moira schätzte sich glücklich, zu ihren Klienten zu gehören. Sie klappte den Audiobügel vor ihre Lippen. »Das ist die Wolke der Mantis, die in diesem Moment über Green Sands schwärmt.« Noch zitterte ihre Stimme, aber mit jedem Wort wurde sie fester. »Das Zentralkrankenhaus wird evakuiert, und ich befinde mich mitten im Strom der Flüchtlinge.« Sie folgte den Menschen, doch nicht, wie sie

erwartet hatte, hinunter, sondern hinauf aufs Dach. Dort standen Transportflieger bereit, die Patienten und medizinisches Personal aufnahmen. Moira kommentierte das Geschehen mehr oder weniger sinnvoll. Das Bombardement hatte nachgelassen, und als Moira den Blick hob, sah sie kleine, wendige Jets die Wolken der Feinde attackieren. Doch die Mantis reagierten, wie Schwärme es eben taten, öffneten ihre Reihen und ließen die Feuersalven der menschlichen Angreifer ins Leere laufen. Fasziniert von dem Anblick blieb Moira stehen. Die Bewegung der Insektenmassen wäre wunderschön gewesen, wäre sie nicht so tödlich. Der Schwarm schloss sich um einen der Jets. Wenig später trudelte er aus der graubraunen Wolke den schwarzen Rauchschwaden entgegen, die sich aus der Stadt erhoben. Es zerschellte zwischen den Häusern und ein Feuerball erhob sich über die Dächer. Daher also kamen die Detonationen.

Sie kommentierte weiter die gefilmten Bilder. »Es ist nicht klar, ob die Insekten die Schwachpunkte der menschlichen Schiffe kennen, oder ob sie schlicht von den Triebwerken eingesogen werden und wichtige Teile verstopfen.« So oder so, es war effektiv. Eben wurde wieder ein Schiff auseinandergerissen und ging als glühender Regen über der Stadt nieder. Wie bei einem Feuerwerk. Nur dass bei jeder dieser Explosionen Menschen starben.

Auf dem Dach herrschte Chaos. Die Soldaten bemühten sich vergeblich, Ordnung in die panischen Massen in Kitteln und Schlafanzügen zu bringen, die zu den Transportern drängten.

»Kommen Sie!«

Der Soldat winkte sie zu sich – oder war es ein anderer? Es war nicht zu erkennen, welcher dieser behelmten Männer sie aus dem OP geholt hatte. Aber es war auch egal. Direkt vor einem Helikopter war ein Soldat dabei, Mister Giniakis vom OP-Tisch zu schnallen, und Peter hob wütend die Hände.

»Was machen Sie da? Der Mann wurde eben operiert! Sie können ihn nicht einfach in einer Ecke zusammenrollen wie einen Schlafsack!«

Der Soldat wandte ihm das schwarze Visier zu. »Nicht genug Platz, Sir!«

Er winkte Moira heran, doch sie schüttelte den Kopf. »Ich nehme den nächsten Transporter! Peter, kümmere dich um ihn!«

Doch der Soldat brüllte über den Lärm des ersten abhebenden Transporters hinweg: »Medizinisches Personal wird nicht zurückgelassen!«

Menschen schrien in Angst und Verzweiflung hinter den Helis her. Dann stürmten sie auf die verbliebenen Transporter ein. Moira wurde von den Füßen gerissen und hätte sie nicht eine kräftige Hand im Sturz aufgefangen, wäre sie womöglich ernsthaft verletzt worden. Für einen Moment blickte sie in ihr eigenes Gesicht, das sich in einem schwarzen Visier spiegelte. Dann hob der Soldat eine automatische Pistole und feuerte eine Salve in die Luft. Die Menschen kreischten auf, die Bewegung der Masse geriet ins Stocken.

»Vorwärts!«

Moira fühlte sich auf den Transporter zugeschoben, doch sie schüttelte die Hand auf ihrer Schulter unwillig ab und drehte sich um. »Ich bin nicht hier, um Patienten im Stich zu lassen!«

Und plötzlich geschah alles auf einmal. Auf dem Visier des Soldaten wuchs eine schwarze Feuerwolke heran. Menschen schrien. Moira wurde am Kragen gepackt und herumgerissen, dann wurde alles schwarz.

**Wie es weitergeht erfährst du in  
»RHO«.**



**Kartiertes Buch (epubli)**

102 Seiten

Preis 8,00 EUR [D]

ISBN: 978-37575-0590-5

**eBook (epubli)**

ASIN: B0BRYRHG3H

Auch wenn man zaubern kann, ist das Leben nicht leicht.

In Frankfurt am Main kämpft eine junge Frau mit der Gebrauchs- anweisung für einen Einweg-Zauberstab, verhandelt mit den Pixies im Grüneburgpark und deckt die Verbrechen der Wunschfee auf. Zum Glück steht ihre Oma ihr dabei zur Seite.

Die hier versammelten Kurzgeschichten sind im Rahmen des Instagram-Projektes #kurz\_und\_phantastisch entstanden.

## Großer Ärger mit kleinen Leuten

*Du gibst deine magische Kristallkugel in Reparatur. Die Werkstatt ist verschwunden - mitsamt deiner Kristallkugel. Was nun?*

Der Laden war weg. Also nicht geschlossen oder so, sondern tatsächlich weg. Statt der Eingangstür aus Eiche mit Glaseinsätzen war da nur eine verwaschene Fläche.

»Das kann doch nicht sein!« Die Fläche war glatt, die Feinstruktur fühlte sich sandig an. Ich roch daran, kostete mit der Zungenspitze, spürte ein leichtes, statisches Prickeln.

Ob das an den neuen Besitzern lag? Bei dem alten Emil hatte ich jedenfalls nie solche Probleme gehabt. Ich trat einen Schritt zurück und legte den Kopf in den Nacken.

Das gesamte Haus war von dieser merkwürdigen Wand bedeckt. Die verwaschene Oberfläche ließ noch die dahinterliegenden Strukturen erkennen: dunkle Fensterhöhlen, helle Stuckfriese. Irgendwie kam mir das vertraut vor. Es sah aus wie ... genau! Wie bei Google Streetview, wenn jemand nicht will, dass das eigene Haus erkannt werden kann.

Verpixelt, dachte ich. Das Haus ist verpixelt worden!

Wut wallte in mir hoch. Ich brauchte meine Kristallkugel! Dringend! Aber zum Glück wusste ich, wo diese nichtsnutzigen, kleinen Biester zu finden waren.

In Frankfurt leben die Pixies im Grüneburgpark. Von den Uneingeweihten werden sie oft für Glühwürmchen gehalten, aber wenn du im April Glühwürmchen zu sehen meinst, sollte dir das zu denken geben. Die meisten Menschen denken halt nicht.

Natürlich machte ich einen Umweg über den Gummibärenladen. Wenn du zu Pixies gehst, bring Geschenke mit! Entsprechend happy waren sie. »Gummibärchen!« – »Süßigkeiten!« riefen sie mit ihren sirrenden Stimmchen, die so hoch sind, dass nur kleine Kinder sie wahrnehmen können

– und eben Menschen, die »das Ohr« haben. Ein Dichter würde vermutlich »glockenhell« sagen. Ich finde die Frequenz nur nervig.

Allerdings war es schon ein ganz netter Anblick, wie sie mit ihren Laternchen da so in der Abenddämmerung um mich herumschwirrten. Ich war aber klug genug, die Tüte vorerst geschlossen zu halten. Pixies im Zuckerrausch können richtig gefährlich werden.

Ich erklärte ihnen mein Anliegen, und der Schwarm antwortete mit den Piepsestimmen: »Die waren gemein!« – »Keine Geschenke mehr!« – »Doofe Menschen!«

Es dauerte eine Weile, bis ich die Zusammenhänge verstand. Offenbar hatte sich der Baum vor dem Laden zu einem Pixie-In-Treff entwickelt, da der alte Emil ihnen regelmäßig zuckerhaltige Getränke vor die Tür gestellt hatte. Das ist sehr nützlich, denn Pixies verzichten bei ihren Gönnern nicht nur auf Schabernack, sie können sogar richtig hilfreich sein. Man möchte es kaum glauben, wie ordnungsliebend diese chaotische Truppe nachts werden kann.

Offenbar hatte es der alte Emil vor seinem plötzlichen Tod versäumt, seine Nachfolgerin entsprechend einzuweihen. Auch Pixies fallen nicht gerne hinter einmal errungene Standards zurück. Konsumverzicht ist nicht ihre Sache – wobei allerdings ihr Einfluss auf das Klima dank ihrer geringen Größe nicht sonderlich hoch ist.

Ich versprach, den neuen Ladenbesitzern die Sache zu erklären. »Aber dazu muss ich natürlich rein in den Laden.«

Ich radelte zum Laden zurück – ohne meine Gummibärchen. Dafür hatte ich Pixies im Schlepptau, die auf Passanten wie Schmetterlinge wirken mussten. Kaum angekommen hatte der Schwarm im Nullkommanix zumindest die Tür entpixelt. Ich stellte die Sache klar, und die neue Besitzerin, die seit dem Vorabend in ihrem Laden eingesperrt

gewesen war, versprach hoch und heilig, die Pixies zukünftig mit Limo und sonstigem Zuckerwasser zu versorgen.

»Nur mit Cola wäre ich zurückhaltend«, empfahl ich ihr.  
»Die Kombination mit Koffein kann sie ziemlich auf Touren bringen.«

Nachdem so der allgemeine Frieden wiederhergestellt war, bekam ich dann auch endlich meine frisch kalibrierte Kristallkugel zurück, und konnte mich auf den Weg zu meinem Klienten machen.

## Wegwerf-Magie

*Du erhältst einen Zauberstab, der dich genau einmal bei einer alltäglichen Sache unterstützt.*

Eine Woche nach der Episode mit den Pixies bekam ich vom Zauberladen ein Päckchen, dem eine nette Karte beilag: »Als kleines Dankeschön für Ihre Hilfe.« Aus dem Umschlag rutschte eine längliche Schachtel. Eine Zahnbürste?! Doch als ich die verschnörkelte Schrift entziffert hatte, stellte es sich als Einmal-Zauberstab heraus.

Wegwerf-Produkte sind ja nicht so mein Ding. Zwar besteht ein Zauberstab aus Holz und ist insofern organisch abbaubar, doch mich stört der Aufwand an magischer Energie, die für die Herstellung benötigt wird, und das für einen einmaligen Einsatz. Und dann entsteht bei der Produktion natürlich Ektoplasma, das ja bekanntlich kaum zu recyceln ist. Aber einem geschenkten Barsch schaut man nicht ins Auge.

Die beigelegte Bedienungsanleitung machte klar, dass dieses Produkt Made in Japan war. Sie las sich wie folgt: Leicht beschwingt in Handgelenk. Geben Brennpunkt dabei auf Sache Wollen. Nicht Zerfahrenheit wichtig für erfolgreich von Magisches Wunsch. Auch exakt sein konkret übersteigend wichtig. Verfügbarkeit aus drei Stärken: (1) alletage Sachen (2) verändern Körperlichkeit (3) Tod/Leben.

Nach kurzer Untersuchung fand ich eine kleine 1, eingebrannt im hinteren Ende des Stabes. Ich hatte also einen Alltagsstab und würde damit leider weder meine Fettpölsterchen abschmelzen noch den nervigen Nachbarn in einen Frosch verwandeln können. Dieser Stab wirkte nur auf unbelebte Materie. Aber wofür sollte ich ihn verwenden?

Einige Tage lang überlegte ich hin und her. Die Bügelwäsche? Aber eigentlich ist Bügeln immer eine gute Entschuldigung für einen Fernsehabend. Abspülen? Ich habe eine Spülmaschine, und das ist ja im Grunde genauso gut wie

Magie. Klo putzen? Irgendwie widerstrebte es mir, den magischen Freifahrtschein für etwas so Profanes einzusetzen.

Die Gelegenheit ergab sich, als meine Oma mich bat, ihr beim Entrümpeln ihres Kellers zu helfen.

»Die Getränkeboxen alle rausschaffen und neben der Garage stapeln. Die Einmachgläser auch – die sauren Kürbisse hab ich noch für deinen Großvater eingelegt, Gott hab ihn selig, aber ich mochte das Zeug noch nie. Ach, und die kaputten Stühle können auch weg ...«

Meine Oma ist alte Schule und hält nichts davon, Magie für Dinge einzusetzen, die man mit den eigenen Händen erledigen kann. Heute erkenne ich die Weisheit dahinter, aber hey, ich war jung, ich hatte einen Zauberstab für alletage Sachen, und ich würde ihn benutzen.

Ich wartete also, bis sie den Keller verlassen hatte, dann zog ich den Stab hervor. Leicht beschwingt in Handgelenk. Ich versuchte es. An der Spitze des Stabes flackerte es kurz auf, das war alles. Geben Brennpunkt auf Sache wollen. Ich fokussierte meine Gedanken darauf, dass sich die Gegenstände draußen stapeln sollten und schwang beschwingt den Stab. Diesmal glühte die Spitze etwas länger auf, doch dann erlosch sie stotternd wieder. Musste ich den Wunsch vielleicht laut aussprechen, wie einen Zauberspruch? Ich lockerte mein Handgelenk, räusperte mich und sagte mit großer Geste: »Draußen stapeln.«

Diesmal glühte die Spitze des Stabes weißblau auf. Das magische Licht verursachte keinerlei Schattenwurf. Schon erhoben sich die Getränkeboxen und schwebten an mir vorbei zur Tür hinaus. Es funktionierte! Begeistert lief ich nach draußen, und es störte mich nicht, dabei von einem Einmachglas am Kopf getroffen zu werden.

Doch was musste ich sehen? Schön, alles stapelte sich, aber ich hatte nicht gesagt, wie viele Stapel ich wollte! Der Stab

machte einen einzigen daraus. Jetzt begriff ich den Satz: Auch exakt sein konkret übersteigend wichtig.

Mit den zwölf Getränkeboxen hatte der Stapel schon eine beachtliche Höhe erreicht. Darauf setzten sich jetzt die Einmachgläser – eines auf das andere. Ich schwang den Stab, versuchte, das Geschehen anzuhalten, doch die Spitze glühte munter weiter. Auf die Einmachgläser hinauf schwebten nun die zerbrochenen Stühle, aber damit war es noch nicht vorbei! Nun kamen die Regalbretter angefliegen und türmten sich auf meinen magischen Jenga-Turm. Ich versuchte, den Zauberstab zu zerbrechen, warf ihn zu Boden, trat darauf, doch das Ding war unzerstörbar.

Als die alte Kommode aus dem Keller schwebte, kam endlich meine Oma angerannt. »Was machst du denn?!«

»Ich kann es nicht aufhalten!«, rief ich verzweifelt.

»Ach, Kind!« Sie förderte aus den Tiefen ihrer Kittelschürze ein Zippo-Feuerzeug zu Tage, schnappte sich den Zauberstab und fackelte das Ding kurzerhand ab. Er schlug Funken wie eine Wunderkerze und als sie ihn zu Boden warf, brannte er tatsächlich von oben nach unten ab. Dann stieß sie mich zur Seite, und der wankende Turm aus Kisten, Gläsern und Möbeln krachte zwischen uns zu Boden.

Meine Oma trat die letzten Glutreste des Stabes aus. Dann begutachtete sie die Asche und runzelte die Stirn. »Japanisch? Aber Kind!« Sie musterte mich tadelnd. »Japaner sind Shintoisten. Im Umgang mit Naturgeistern sind sie unübertroffen, aber so ein Billigding für den Harry-Potter Hype ...« Sie sah mich kopfschüttelnd an. »Du solltest es wirklich besser wissen.«

Ich versuchte erst gar nicht, mich zu verteidigen. Zerknirscht machte ich mich an die Aufräumarbeiten – mit meinen eigenen Händen. Dabei war ich noch froh, dass ich keinen Stab der Stufe (3) Tod/Leben bekommen hatte. Da

meine Oma neben einem Friedhof wohnt, hätte ich damit glatt die Zombie-Apokalypse auslösen können.

**Mehr magische Geschichten findest du in  
»Gargoyles über Frankfurt«.**

Und mehr über mich erfährst du unter

**[www.esther-s-schmidt.de](http://www.esther-s-schmidt.de)**

oder auf Instagram:

**[esther\\_s\\_schmidt](https://www.instagram.com/esther_s_schmidt)**